Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 16. Juni — **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Das Gegebene — Vorträge zur Jesusfrage: Naumann, Vorwerk, Barth, Bornemann-Veit-Schuster-Foerster — Aus der Werkstatt der philologischen Kritik: Cauer, Grundfragen der Homerkritik — Björnsons Tod und die norwegische Kirche — Literaturbriefe: 22. Ein Buch über den Kongo und eines über Lassalle — Die mariawitische Bewegung im Königreich Polen. Erstes Stück — Die Borromaeus-Enzyklika — Verschiedenes: Zu Jürgensens Kongo-Erzählung; Kongogreuel in Südamerika; Indische Fahrten (Dahlmann); Wege zur Kultur (Driesmans); Seltsame Alltagsmenschen (Münch); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Gegebene

Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Toten auferstünde. Lukas 16, 31.

Gewißheit aus der Geschichte schöpfen wollen, das scheint je länger desto mehr ein Wassertragen im Siebe zu sein. Das war doch früher anders! Da hatten all die Stücke der Ueberlieferung festen Boden. Damit konnte man wohl zuversichtlich aus dem Strome der Geschichte schöpfen. Aber jetzt hat das kritische Betrachten in diesen Boden ein Loch neben dem andern gebohrt, und aus dem festen Gefäß ist allmählich ein Sieb geworden. Was man auch damit schöpfen mag — es rinnt alles wieder davon.

Aber je leerer die Geschichte wird, desto mehr füllt sich der Mensch mit Unruhe und Ungewißheit. Es ist, als läge die Geschichte im Sterben, denn ihr Leben schwindet zusehends dahin. Was ist da zu tun?

Es wird uns von Hagar erzählt, wie sie mit ihrem Sohn Ismael von Sara vertrieben in der Wüste umherirrt: „da nun das Wasser in dem Schlauch aus war, warf sie den Knaben unter einen Strauch und ging hin und setzte sich gegenüber von ferne, einen Bogenschuß weit. Denn sie sprach: ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegenüber und hob ihre Stimme auf und weinte."

Wollen wir es auch so machen? Weggehen von der Geschichte, weil wir nicht ansehen können, wie sie stirbt?

Los von der Geschichte! — immer lauter wird diese krampfhafte Losung. Merkwürdig: dies Geschlecht, das so eindringlich von dem unzerreißbaren Zusammenhang redet, in dem alles steht, „was geschicht", — sich selbst will es von diesem Zusammenhang, von der Geschichte lösen! Will über den Schatten seiner Ungewißheit springen, indem es Neues fordert, und kommt doch immer wieder mit beiden Füßen auf demselben Schatten zu stehen!

Neues, Unerhörtes, — neue Offenbarungen sollen helfen aus der peinlichen Not. Aber der Himmel bleibt unerbittlich: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören! — „Nein, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie andern Sinnes werden!" — Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn Jemand von den Toten aufstünde!

„Mose und die Propheten", das war die Geschichte, der Niederschlag der Geschichte. „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert — so hatte der Prophet Micha gesagt —: Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott!" Und uns ist von neuem gesagt, was gut ist: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus war!"

Hören wir das lebendige Wasser dieser Gesinnung nicht rauschen, unter viel Geröll und Menschlichkeiten, vom Neuen Testament her durch die Lebensgeschichten der Gotteskinder hindurch bis auf diesen Tag — so würden wir garnicht verstehen, wenn etwas „ganz Neues" geschähe, das doch nur wachsen kann aus der Geschichte, von der wir — loswollen?

Es hilft uns nichts, wenn wir uns der Geschichte gegenübersetzen, einen Bogenschuß weit, um ihr Sterben nicht zu sehen. Uns hilft nur das, was an Hagar geschah: „Gott tat ihr die Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sah. Da ging sie hin und tränkte den Knaben."

Uns fehlt nichts, als der ewig reiche Gott, der Brunnquell guter Gaben, der auch immer der Quell der Gewißheit war. Schauen kann man ihn weder mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft, noch mit dem Mittel der wissenschaftlichen Geschichtsverachtung. Sondern von je her nur mit dem aufrichtigen Herzen — auch in der gegenwärtigen Not. Denn er ist in ihr. Nicht hinaus aus dieser Not, sondern in sie hinein! Das führt zu dem ewigen Brunnen. Dann gehen wir auch hin, wie Hagar, und tränken und beleben daraus die Geschichte. Sie hatte ihr Leben von Ihm; sie bekommt es auch wieder durch Ihn. Die von Gottes Geist belebte Geschichte — die sollen wir hören, damit wir vorwärts kommen. P J

Vorträge zur Jesusfrage

Die verschiedenen Auffassungen Jesu in der evangelischen Kirche. Ein Versuch psychologischer Erklärung und Beurteilung. Vortrag, gehalten am 29. September 1909 in der Sächsischen Kirchlichen Konferenz in Chemnitz von Johannes Naumann, Oberpfarrer in Hubertusburg. Halle, Carl Marhold 1909. 26 S. 75 Pfg.

Die Persönlichkeit Jesu jenseits von Kirche und Kritik geschaut und geschildert von Dietrich Vorwerk. Schwerin, Fr. Bahn 1910. 63 S. 1 Mk.

Jesus Christus, Gottes Antwort auf die Lebensrätsel der Gegenwart. Von Professor D. Barth in Bern. Düsseldorf, C. Schaffnit 1909. 36 S. 60 Pfg.

Jesus. Vier Vorträge, gehalten in Frankfurt a. Main. (1. Jesus als Problem, von Senior Professor D. W. Bornemann. 2. Jesus als Lehrer, von Pfarrer W. Veit. 3. Jesus als Persönlichkeit, von Oberlehrer H. Schuster. 4. Jesus als Kraft, von Pfarrer D. E. Foerster). Frankfurt a. Main, Moritz Diesterweg 1910. 119 S. 1,60 Mk.

1

Jesus-Vorträge! Fast möchte man fragen: Wer hat nicht in den letzten zwei Jahren einen oder mehrere halten müssen und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie arm unsre Darstellungsgabe bei diesem Thema sich finden läßt? Und wem ist nicht schon ein geheimes Angstgefühl gekommen, es möchte durch die Ueberfülle dieser Produktion an Büchern und Vorträgen das

lebendige, tiefere Interesse an Jesus zu Tode gehetzt werden, so daß es nachher am Ende stiller von ihm wird als zuvor, wie es bei ähnlichen Diskussionsthemen schon gegangen ist? Doch nein — ich glaube, wir müssen noch manchen solchen Vortrag halten, bei aller gewußten Unzulänglichkeit im Schauen und Darstellen, in dem Vertrauen, daß wir dabei nicht in einem Irrgarten umhertaumeln.

In dieser Lage ist uns jeder Versuch willkommen, der verworrenen Fülle der Auffassungen von Jesu irgendwie Herr zu werden; schon mit klarer Uebersicht ist uns hier viel geholfen, und es ist nicht leicht, eine solche zu gewinnen. Eine der besten und fruchtbarsten ist sicherlich die, welche Johannes Naumann in seinem außerordentlich anregenden Vortrag gegeben hat. Naumann will die Fülle der Gesichte psychologisch bewältigen, wie denn seine Arbeit in der Zeitschrift für Religionspsychologie zuerst erschienen ist. Auf die Einzelleistung im Gebiet der Jesusdarstellung, beispielsweise auf Strauß, Renan, Schenkel, Fr. Naumann, ist ja die psychologische Betrachtungsweise schon längst mit Erfolg angewendet worden; man sah die Menschen an, wie sie auf das Jesus-Problem stießen, verstand alles und verzieh vieles. Johannes Naumann aber geht weiter: er findet mit Hilfe seiner Psychologie verschiedene Typen, unter denen die Einzelleistungen bequem sich unterbringen lassen, und diese Typen stellen zugleich Stufen dar, die nicht nur diesem Gegenstand gegenüber, sondern überall sich finden, wo Menschen eines bedeutsamen Gegenstandes geistig Herr werden wollen. Die Naumannschen Formalstufen — man gestatte hier diesen Ausdruck aus Herbarts Schule — sind: die des naiven Seelenlebens ohne Reflexion und Kritik, die der beginnenden Reflexion, intellektualistisch und stark subjektiv, endlich die der reifen psychologisch-geschichtlichen Einsicht. Man sieht sofort die Vorteile solcher Betrachtungsweise: es lassen sich in der Tat alle die verschiedenen Auffassungen Jesu einem dieser Typen einordnen und eine kritische Beurteilung ist zum Teil mit der psychologischen Einordnung schon gegeben. Jedenfalls aber ist diese Gruppierung und Beurteilung der geläufigen Lokation nach dem Quantum der Bejahungen oder Verneinungen weit vorzuziehen; sie lehrt auch da gütig verstehen, wo sie zuletzt verurteilen muß. Wir lernen begreifen, warum es hier so viel blutigen Dilettantismus gibt und warum die psychologisch-historische Arbeit am Jesusproblem nicht einfach fertige Resultate bieten und somit ihre Aufgabe in absehbarer Zeit erledigen kann. Wie Naumann sein Schema — an dem möglicherweise formell-wissenschaftlich noch dies und das zu bessern wäre — im Einzelnen durchführt, das lese man selbst. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, wie er am Schluß evangelisch-kirchliche Richtlinien aus dem psychologischen Befund entnimmt. Bleibende Bedeutung hat nur die naiv-religiöse und die wissenschaftlich verarbeitete Auffassung. Vermögen sie keine feste Beziehung zueinander zu gewinnen, dann geht drüber die evangelische Kirche auseinander. Sie dürfen nicht auseinandergehen, wenn nicht wachsende Verengerung hier und zunehmende Verkühlung dort Platz greifen soll. Naumann ist als echter Psychologe tolerant, nicht im Sinn der Gleichgültigkeit, sondern aus Einsicht, Pflicht und Glauben. Hübsch ist, zu beobachten, wie er hier dasselbe Zitat gebraucht, welches er in der Stuttgarter Diakoniedebatte auch angewendet hat. „Was würde Jesus sagen? Wohl sein altes Wort: Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte!"

2

Wohin gehört nun beispielsweise das, wie nicht anders zu erwarten, schön geschriebene Büchlein von Dietrich Vorwerk? Dem Titel nach beansprucht es einen Ehrenplatz auf der ersten Stufe, wenngleich das „jenseits von Kirche und Kritik" kein ganz deutliches Programm darstellt. Wäre nicht z. B. der erst jenseits der Kritik, der von ihr sagen könnte: ich bin hindurch? Vorwerk will jedenfalls schreiben: unbekümmert um Kirche und Kritik, unbeeinflußt von beiden. Aber was hilft das den Menschen, die durch Kirche und Kritik bekümmert sind? Und wenn nun doch ziemlich deutlich der Vermittlungstheologe zwischen den Zeilen herausschaut, was hilft dann die Pose? Vorwerk möchte uns Jesum malen, „wie Meister Lenbach seine Porträts malte", indem er die Hauptsache, das geistige Wesen, mit wenig Strichen festhalten will. Das Gleichnis hinkt aber deswegen sehr stark, weil Lenbach Zeitgenossenmaler war und nicht Menschen porträtierte, von denen er nur aus alten Quellen und von ihrer Anhängerschaft Kenntnis hatte. Ich bezweifle, ob man über eine Sache, die so ungeheuer schwer ist, wie das Problem des Jesus jenseits von Kirche und Kritik, so schön schreiben kann, wie hier ein Meister der christlichen Rede geschrieben hat.

Ja, Barth hat Recht: von Jesus zu reden, ist eine herrliche Aufgabe; aber sie bringt auch eine große Verantwortung mit sich. Er wählt in seiner Broschüre, die doch wohl auch aus einem Vortrag entstanden ist, die Methode der indirekten Beleuchtung. Christum erkennen, heißt seine Wohltaten erkennen, sagte Melanchthon. Heute heißt es bezeichnenderweise: du hast Christum erkannt, wenn du in ihm die Antwort Gottes auf die Lebensrätsel der Gegenwart gefunden hast. Es versteht sich, daß dieser Weg zur Würdigung Jesu immer auch begangen werden muß, mag daneben das Bedürfnis der historisch-kritischen Untersuchung noch so dringlich empfunden werden. Eine allseitige Ausführung dieses Programms ist ja schließlich nichts Anderes als die recht verstandene evangelische Glaubenslehre. Barth greift in seiner Schrift nur drei Hauptfragen heraus: Gibt es ein Leben des Geistes im Unterschied vom Naturleben? Wie ist Gottes Vorsehung vereinbar mit den Uebeln in der Welt? Was für eine Zukunft hat die Menschheit vor sich? Es sei ausdrücklich gerühmt, daß Barth es versteht, mit ruhiger Wärme von diesen großen Fragen zu reden und alles unnötige Gepäck zu meiden.

3

Das gespannte Interesse des heutigen Geschlechts ist aber denen zugewendet, die irgendwie Jesum von Nazareth in direkter Beleuchtung vorführen. Wir hätten darum schon längst die Frankfurter Vorträge besprechen sollen. Allein wir können es mit gutem Gewissen auch jetzt noch tun; sie sind nicht von so kurzlebiger Aktualität, daß ein Hinweis auf sie keinen Sinn mehr hätte, und ihre Vorzüge sind nicht bloß Augenblicksvorzüge. Ein „Augenblicksvorzug" muß ihnen freilich nachgesagt werden, aber den Verfassern zu hoher Ehre: sie sind mit tapferer, wohlorientierter, überlegener Rede unter den Allerersten zur Stelle gewesen. Das Vorgehen der Frankfurter war freilich dadurch erleichtert, daß sie sich schon vorher als eine geschlossene Arbeitsgemeinschaft bei dem Publikum eingeführt hatten; das Vertrauen mußte nicht erst für diese Vortragsserie geschaffen werden. Und die Vier standen wie Ein Mann! Das gehört zum Schönsten an dem Buch, daß es dem Gegner keinen Anlaß gibt, die Gemeinschaft der Verfasser hinterher kritisch aufzulösen, daß das Ganze ebenso geschlossen wirkt, wie der einzelne Vortrag, daß Wiederholungen im strengen Sinne durchaus vermieden sind. Man wird sich an diesem Beispiel merken müssen, wieviel für unsre Schlagfertigkeit im Geisteskampf und für das Vertrauen, das wir vor der Oeffentlichkeit unbedingt brauchen, an einer möglichst engen Arbeitsgemeinschaft hängt. Eine solche ist natürlich zum großen Teil Sache des Plänemachens und der wiederholten Besprechungen, aber lediglich verabreden und machen läßt sie sich nicht. Wir müssen in solche Gemeinschaft hineinwachsen: was wir als bloße Parteigenossen niemals erreichen, das bringt die Freundschaft zuwege; und der Gott, der uns große Kämpfe und wohl auch einmal heilsame Verlegenheiten bereitet, muß uns in die Arbeitsgemeinschaft hineintreiben. Wer von uns spürt denn nicht, daß Gott gegenwärtig so etwas tut?

Haben denn nun die vier Vortragenden ihr Thema erschöpft? Eine begreifliche und doch ganz verkehrte Frage. In ein paar Vorträgen ist das Jesus-Thema nur dadurch zu erschöpfen, daß man dem Zuhörer seine Unerschöpflichkeit zu fühlen gibt. Es hätte also wenig Sinn, wenn ich jetzt angeben wollte, was nach meiner Ansicht auch noch hätte können gesagt werden. Es kommt mir ohnehin dann und wann vor, als spräche Jesus gerade zu unserer Generation: Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Die Frankfurter haben ihren Hörern von Jesus gesagt, was sie tragen konnten, und

haben sie sicher auch mit dem Gefühl entlassen, daß hier noch mehr zu holen sein wird. Wenn ich es recht verstehe, ist das insbesondre die Absicht des vierten Vortrags gewesen. Wir werden gut tun, die Frankfurter Vorträge auch hierin zum Muster zu nehmen. Nicht das ist die Aufgabe des Führers, alles selber genau zu beschreiben und das Urteil pränumerando zu geben, sondern die Menschen so nah an den Gegenstand heranzubringen, daß sie selbst sehen und urteilen können. Man kann erschöpfender sein, als diese Vier, aber man erschöpft dabei leicht — sich selbst und seine Hörer. Das Letztere ist hier sicher nicht der Fall gewesen, obwohl es für viele eine respektable Geistesarbeit sein mußte, den Rednern zu folgen. Jedenfalls hebt sich die Darstellung von gegnerischen Vorträgen dadurch entschieden ab, daß hier dem Hörer nie Beweisführungen an den Kopf geworfen werden, die er nicht zu kontrollieren in der Lage ist.

Als etwas fast Selbstverständliches, aber selten in diesem Maße Erreichtes hebe ich schließlich noch hervor: die Vorträge beruhen auf gründlichstem Studium und geben sich durch und durch aufrichtig, aufrichtig aber nicht lediglich im kritischen, sondern auch im religiösen Sinne. Der Verdacht kommt hier gar nicht auf, der immer noch manchen Predigten und Vorträgen gegenüber leider nicht abzuweisen ist, als lebe der Redner von schönen, glatten Formgedanken. Wer sich von solchem Verdacht nicht schlechtweg rein erhalten kann, der bleibe der modernen Arbeit der Jesusverkündigung fern; denn dafür haben unsre Zeitgenossen ungemein scharfe Ohren. Und wenn wir uns über den Dilettantismus unserer Gegner ärgern, dann laßt uns kämpfen um jede Möglichkeit zu eigener Vertiefung. Das ist vielleicht das schwerste praktische Problem für viele, die über Jesus reden möchten und sollten: wir haben soviel tausend Sächelchen zu besorgen und soviel Interessen zu befriedigen, und unterdessen kommen wir nicht dazu, auch nur mit einem Teil unsrer Wissenschaft Schritt zu halten. Und doch können wir uns nicht überall hinter die Akademiker verstecken. Es gibt hier keinen andern Ausweg, als den, welchen die Frankfurter gingen und wie er mehr und mehr begangen wird: freie geistige Organisation der Mutigen, Sachkundigen, Aufrichtigen. Eine solche Organisation wird, wo es sich um das Christentum handelt, immer auch eine Organisation der Zuversichtlichen sein, die jedem „Husarenritt“ stehen können; denn das Christentum ist die Zuversicht.

Ernst Günther

Aus der Werkstatt der philologischen Kritik

Ein Bericht über Paul Cauer: Grundfragen der Homerkritik
Leipzig, S. Hirzel. Zweite stark erweiterte und zum teil umgearbeitete Auflage 1909. 560 S. 12 Mk., gebunden 13,50

Seit F. A. Wolf sein „kritisches Meisterwerk“, seine Prolegomena, schrieb, also seit mehr als hundert Jahren, streiten die Philologen über die Gesänge Homers. Jahrzehntelang wagte freilich kein Zünftiger, der auf seinen wissenschaftlichen Ruf hielt, gegen das Ergebnis der kritischen Forschung zu streiten. Daß Ilias und Odyssee nichts anderes als Liedersammlungen seien ohne Plan und einheitliche Handlung, ohne eine Spur von geschichtlicher Zuverlässigkeit und Wirklichkeitwiedergabe, erschien seit Lachmanns auflösender Kritik für alle, die über Homer mitsprechen wollten, als anerkanntes Resultat der Wissenschaft. Die gesamte Heldensage galt als ein einziger großer Mythus. Da wagte ein Forscher wie Erwin Rohde sich wieder zu dem entthronten Glauben an den einen schöpferischen Genius, Homer, zu bekennen. Allen kritischen Zweifeln zum Trotz behauptete sich der Gedanke und setzte sich immer wieder durch, „daß in der Sage von dem Kriege um Troja eine wenn auch noch so dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten“ (Cauer a. a. O. S. 201). Das klare Bild, das der Dichter der Telemachie von der peloponnesischen Heimat der Helden hat, mußte anerkannt werden:

> Durchaus sachgemäß, ja mit geographischer Genauigkeit beschreibt er den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilion her über das Meer zurückgelegt haben γ 174 ff. 276 ff., ebenso Telemachs Fahrt von der Westküste des Peloponnes nach Hause ο 197 ff. (a. a. O. S. 235).

Cauer erkennt diese Tatsachen, die für eine positivere Würdigung der homerischen Erzählung sprechen, rückhaltlos an, ohne damit aber die kritische Grundanschauung aufzugeben:

> Wer sich einmal klar gemacht hat, was im Nibelungenliede aus historischen Verhältnissen und Personen der Völkerwanderung geworden ist, der wird vorsichtig werden in der Annahme bestimmter geschichtlicher Ereignisse, von denen in Ilias und Odyssee eine Kunde erhalten sein könnte (S. 5).

Er gehört also jedenfalls nicht zu den naiven, leichtgläubigen Homerverehrern.

Ein solcher war bekanntlich Schliemann. Was er aber in seiner laienhaften Unbefangenheit in Hissarlik und Mykenae zu Tage förderte, machte auch die gelehrten Philologen stutzig. Jetzt fingen die Steine an zu reden. Gleichartige Funde von Tongefäßen, Geräten und Schmuckgegenständen wurden an beiden Stellen ausgegraben; dazu ist eine umfangreiche Burg mit einer mächtigen Ringmauer und vielen großen Bauwerken durch Dörpfelds sachverständige Ausgrabungskunst in der sechsten Schicht des Schutts von Hissarlik aufgedeckt. Und zwar ist die Kultur dieser Periode nach den Funden „im wesentlichen eben die, welche Homer voraussetzt: also hat die städtische Anlage der sechsten Schicht den meisten Anspruch darauf, für das homerische Ilion gehalten zu werden“ (a. a. O. S. 205).

Wurde nun schon durch diese Erkenntnis das kritische Dogma von der Ungeschichtlichkeit der Ilias stark erschüttert, so machten Dörpfelds geographische Forschungen zur Odyssee den Philologen noch mehr zu schaffen. Für Pylos, die Residenz Nestors, ermittelte er durch Grabungen eine Burg und Königsgräber genau in der vom Dichter angegebenen Lage südlich vom Alpheios, nahe am Meer, während bis dahin die mit Homers Beschreibung durchaus nicht zu vereinigende Lage der beiden historischen Städte Pylos als ein gewichtiges Beweisstück gegen die geschichtliche Treue der homerischen Dichtung galt.

Völlig unerhört aber für die historisch-kritische Wissenschaft war die neue Entdeckung, die Dörpfeld bezüglich der Heimat des Odysseus selbst machte. Sie besteht bekanntlich darin, daß das Ithaka — heute Thiaki — der historischen Zeit gar nicht das homerische Ithaka gewesen ist. Auf diese „winzige“ Insel treffen die Angaben des Dichters so ungenau zu, daß das philologische Urteil von der Phantasietätigkeit des Dichters, der sich seinen Schauplatz nach Willkür und Bedarf erfinde, nur zu wohl begründet erschien. Jetzt aber hat Dörpfeld herausgefunden, daß sämtliche Ortsbestimmungen, Wegbeschreibungen und geographischen Daten bei Homer mit überraschender Genauigkeit auf die nördlichste — nach homerischer Geographie westlichste „πρὸς ζόφον“ — der jonischen Inseln, Leukas, passen. Besonders einleuchtend ist folgende Beobachtung: Leukas hängt mit dem Festland durch einen Isthmus (Nehrung) fast ganz zusammen; nur kleine Schiffe können durch einen schmalen Sund passieren. Der Landverkehr wird durch eine regelrechte Fähre unterhalten, genau wie bei dem homerischen Ithaka, von dem es außerdem ausdrücklich heißt, daß die Herden des Odysseus auf dem Festland weiden konnten, und die Möglichkeit, zu Fuß auf die Insel zu kommen, an mehreren Stellen vorausgesetzt wird. Die Philologen hielten diese Angabe bis dahin für einen schlechten Witz. Außerdem kann bei Leukas die kleine Insel Asteris mit ihrem Doppelhafen, wo die Freier dem Heimkommenden auflauerten, in dem heutigen Arkudi völlig zutreffend nachgewiesen werden. Was Dörpfeld im übrigen durch Grabungen, Auffindung der alten Wasserleitung, Ueberreste der achäischen und der mykenischen Kultur, Nachprüfung der von Homer beschriebenen Wegestrecken und Entfernungen festgestellt hat, bestätigt diese Entdeckung aufs beste:

> Unsere neuen Gräberfunde passen vorzüglich zu meiner Ansicht, daß wir in der vorhistorischen Schicht der Ebene von Nidri (auf Leukas) die Reste der homerischen Stadt Ithaka besitzen, jener achäischen Stadt, deren Bewohner durch die Dorer vertrieben nach der Insel Samo übersiedelten und dort eine neue Stadt Ithaka gründeten, nach der dann die heutige Insel Ithaka in klassischer Zeit ihren Namen*) erhalten hat. (Dörpfelds 4. Brief über Leukas-Ithaka S. 11.)

*) Dieser Namenswechsel ist ein Moment, das mit besonderem Nachdruck Dörpfelds Theorie entgegengehalten wird. Es ist freilich

Was aber den Laien ohne weiteres als eine höchst interessante neue Erkenntnis einleuchtet, das bildet für die Fachleute ein schweres Aergernis. In der schärfsten und absprechendsten Weise wandten sich die Philologen gegen den kühnen Neuerer, an der Spitze Professor Wilamowitz-Möllendorff. Bezüglich der Insel Asteris suchte er sich damit zu helfen, daß er die beiden genauen Ortsbeschreibungen (δ 844 ff. und ο 29) dem späteren Bearbeiter der Odyssee zuschreibt, „während die Verhandlung der Freier in π (342—448), das einzige Stück, in welchem der Hinterhalt der Freier nicht erst vom Bearbeiter erwähnt werde, sondern von dem Verfasser der ursprünglichen Telemachie, an keine bestimmte Oertlichkeit zu denken scheint" (Cauer a. a. O. S. 249). Hierauf muß sich der gelehrte Philologe von seinem Fachgenossen Cauer Folgendes sagen lassen:

Daß von drei Erwähnungen desselben Vorgangs nur gerade die am wenigsten greifbare echt sein, daß der Redaktor zwar den Hinterhalt aus der älteren Dichtung übernommen, den Ort aber hinzuerfunden haben sollte, war an sich keine sehr wahrscheinliche Annahme; Wilamowitz hatte (früher) in ihr nur eine Hypothese gesehen. Jetzt aber, im Kampf gegen eine fremde, vergaß er diese Einschränkung. Es ist sehr schlimm, wenn eine Hypothese zu dem echten Texte nicht stimmt, aber wenn sie zu dem interpolierten stimmt, dann ist es vorbei mit ihr: so ließ er 1903 drucken. Vielleicht hält er das schon selbst nicht mehr aufrecht. Daß bei Homer nicht echt und interpoliert geschieden werden könne, sondern nur „Aelteres" und „Jüngeres", hat ja gerade er uns gelehrt. Was aber älter und was jünger sei, muß immer von neuem geprüft werden. Dieselbe Stelle, die ein Forscher mit guten Gründen einer relativ späteren Periode zugewiesen hat, kann doch durch neue Beobachtungen ein verändertes Licht bekommen und in unerwarteten Zusammenhang gerückt werden, in dem sie nun als altertümlich dasteht und so wieder andern zur Stütze dient. Gewiß, eine Wahrheit, die niemand leugnet; wessen Schuld ist es, daß daran erinnert werden muß?

Allerdings, eine empfindliche Lektion für einen Gelehrten von dem Selbstbewußtsein eines Wilamowitz.

Professor Cauer fährt dann fort:

Immerhin möchte ich die Gleichsetzung von Arkudi mit Asteris nicht als entscheidendes Argument verwerten; das wird niemand tun wollen, der nicht Lage und Beschaffenheit der Insel mit eignen Augen geprüft hat. Nur soviel steht fest: was man gegen Dörpfeld angebracht hat, ist nicht geeignet seine Beweisführung zu erschüttern. . . . Ernste Bedenken ergeben sich erst für den, der die neue Lehre in ein Gesamtbild griechischer Kultur und Geschichte einzuordnen unternimmt (a. a. O. S. 250).

Aus Dörpfelds Entdeckung folgt nämlich unmittelbar, daß darnach die Odyssee vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden ist. Und das eben ists, was den Philologen nicht in den Sinn will; das ist, sagt auch Cauer, der dem Nichtphilologen Dörpfeld so gerecht wie möglich zu werden sucht, „nach Sprache und Stil undenkbar" (a. a. O. 252). Wie ist der Namenswechsel bei den jonischen Inseln zu erklären, ohne daß das der Philologie und Geschichtswissenschaft feststehende Bild der alten griechischen Geschichte heillos verwirrt wird? Bis jetzt galt es doch als ausgemacht, daß die Odyssee in Kleinasien entstanden sei. Wie kommt aber eine so lebensvolle Vorstellung von westgriechischen Verhältnissen in das kleinasiatische Epos? Cauer gesteht:

Wir hatten uns gewöhnt, die Frage zu umgehen, indem wir einzelne Ungenauigkeiten betonten und uns dabei beruhigten: der Dichter spreche zwar scheinbar mit genauer Ortskenntnis, in Wahrheit aber sei das Stück Griechenland, das er voraussetze, wie er es voraussetze, ein Gebilde seiner Phantasie. Erst Wilamowitz . . . wies darauf hin, daß sich in der Odyssee doch sehr bestimmte, einen klaren Gesichtskreis ergebende geographische Beziehungen finden. Und nun hat uns Dörpfeld gelehrt, Ithaka und seine Umgebung so anzusehen, daß alles darin, flächentreu und winkeltreu möchte man sagen, der Wirklichkeit entspricht (a. a. O. S. 254 f.).

auffallend, daß die ganze klassische Zeit das heutige Thiaki für das homerische Ithaka ausgegeben hat und daß jetzt erst Homer selbst uns auf das richtige Ithaka führen soll. Wie unkritisch, heißt es, die Ueberlieferung der klassischen Zeit nicht anzuerkennen und lediglich nach den Angaben des Epos das homerische Ithaka bestimmen zu wollen! Und diesen Mangel erklärt nun Dörpfeld gar für einen Vorzug! Er hat diesen Grundsatz bei Pylos erprobt. Die klassische Zeit suchte die Burg des Nestor in der messenischen Stadt Pylos; andere antike Forscher gaben Pylos in Elis dafür aus. Dörpfeld aber suchte auf Grund bestimmter Angaben des Epos das sandige Pylos des Nestor und — fand es. Und dies ist ihm eben ein sehr wertvoller Beleg zur Erklärung des Namenswechsels der vorhistorischen Ortschaften.

Cauer läßt dann seine Auseinandersetzung mit der so unbequemen neuen Erkenntnis in eine höchst bemerkenswerte allgemeine Betrachtung über das Fortschreiten der Wissenschaft auslaufen; ich möchte sie ziemlich ungekürzt hier wiedergeben:

Jede neue wissenschaftliche Hypothese (ὑπόθεσις heißt „Voraussetzung") . . [beruht] darauf, daß etwas Anderes, als was bisher gegolten hat, vorausgesetzt wird, versuchsweise, um zu sehen, wie sich von da aus die Erscheinungen erklären. Wer einen solchen Versuch im voraus ablehnt, macht seinerseits den Fehler, eine Voraussetzung — die altgewohnte — zum Axiom zu erheben. Freilich nicht jede Hypothese ist ernsthafter Prüfung wert. In unserm Fall aber hatten die archäologischen Funde für vieles, was Homer beschreibt oder andeutet, so überraschende Bestätigung gebracht, in bezug auf die Ilias war der Zweifel an des Dichters Ortskenntnis so entschieden durch die Tat widerlegt worden, in der Odyssee selbst gab es Beispiele von so strenger geographischer Sachlichkeit, z. B. wo von Fahrten über das ägäische Meer erzählt wird: daß es ernstlich der Mühe wert war, einmal die Probe zu machen, ob sich das Bild von der Heimat des Odysseus vielleicht besser zurechtschieben würde, wenn man — doch an sich nichts Unerhörtes — voraussetzte, daß die vier großen Inseln, von denen Homer immer spricht, eben die vier sind, die jetzt noch dort liegen. Aus diesem einen Versuch folgte alles Weitere mit Notwendigkeit; und, innerhalb der Odyssee, ein so gut wie vollständiges Gelingen, im Einzelnen wie im Großen. Das durchaus realistische Bild griechischen Kleinlebens, daß in β und in der zweiten Hälfte des Epos uns vorgeführt wird, zeigt sich nun auch in einen Rahmen gefaßt, der nicht ein Werk der Phantasie ist, sondern ein Stück Wirklichkeit. Darüber hinaus freilich ergab sich durch die neue Erkenntnis nicht Aufklärung, sondern Verwirrung. Den Wechsel der Benennungen in die geschichtlichen Ereignisse einzureihen, die Altertümlichkeit der geographischen Vorstellung in der Odyssee mit dem späten Charakter ihrer Sprache in Einklang zu bringen: diese und verwandte Aufgaben bieten Schwierigkeiten, die noch ungelöst sind. Ist das zu beklagen? Die besten Resultate sind doch überall die, aus denen Probleme neu erwachsen. Und ist es zu verwundern? Wenn in einem so wichtigen Punkte, wie es das Verhältnis des Dichters zur Wirklichkeit ist, unser Urteil sich ändert, so geschieht es unvermeidlich, daß damit unsere gesamten Ansichten vom Epos einen Stoß bekommen, daß wir genötigt werden, zuzusehen, was von ihnen bestehen bleiben soll, was der Umgestaltung bedarf.

Jeder bedeutendere Fortschritt der Wissenschaft bringt Aehnliches mit sich: irgend wo finden wir den Boden erschüttert, auf dem wir sicher zu stehen meinten. Ungewöhnlich ist nur, wie diesmal die Rollen und Plätze verteilt sind. Was ins Wanken gebracht wird, ist der negative Glaube, daß Homers Schilderungen keinen festen Halt haben, daß die Welt, in die er uns versetzt, ein Gebäude der Phantasie sei; was uns den vertrauten Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, ist die Erkenntnis, daß die Phantasie des Dichters den festesten Boden unter den Füßen gehabt hat. Zweifel und Resignation hatten sich als Dogma verschanzt, gegen das nun ein hellblickender Wirklichkeitsinn siegreich Sturm läuft. Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen; ihretwegen gescholten zu werden kann sich Wilhelm Dörpfeld gefallen lassen.

Ja, der philologische Laie — Dörpfeld ist von Haus aus Architekt — hat sich von den Zünftigen recht reichlich schelten lassen müssen. „Dörpfeld ignoriert alle Grammatik, alle Kritik, alle Geschichte, es sei denn, es paßte ihm einmal etwas in seinen Kram", ruft Wilamowitz höhnisch und der verdiente Archäologe Furtwängler ist ganz erbittert, daß Dörpfeld die gesicherten Ergebnisse einer dreißigjährigen, auf unzähligen Tatsachen nüchtern aufgebauten archäologisch-geschichtlichen Forschung mit seinen neuen Hypothesen von dem viel höheren Alter Olympias und der homerischen Gesänge umstürzen will. Entrüstet ruft er aus:

Darf denn diese Gelehrsamkeit auf eine so kindliche Weise ad absurdum geführt werden, daß man eine mythologische Dichtung als getreue Wiedergabe der Wirklichkeit hinnimmt und von dieser Annahme aus das Gebiet des Geschichtlichen bis hoch ins zweite Jahrtausend hinaufrückt?

Es braucht hierzu wohl kaum bemerkt zu werden, daß Dörpfeld doch nicht ganz so kindlich denkt, wie Furtwängler ihm andichten möchte. Die Geschichtlichkeit der homerischen Erzählung des Näheren zu untersuchen überläßt er durchaus dem Fachmann; es genügt ihm, das Zutreffende der Ortsangaben und der Kulturverhältnisse des Epos festgestellt zu haben. Man kann es ja den Herren nachfühlen, wie fatal ihnen solch ein unbefangener Realist sein muß, der ihren stolzen Bau der Kritik untergräbt. Umzulernen ist für einen Gelehrten nicht leicht.

* * *

Wozu nun diese Mitteilungen über Schicksale und Wandlungen der philologischen Kritik in einer religiösen Zeitschrift?

Gewiß nicht zur Pflege der Schadenfreude. Aber diese Vorgänge scheinen mir reizvoll und lehrreich auch für den Theologen zu sein. Parallelen liegen ja sehr nahe. Ich brauche das nicht weiter auszuführen. Nur daß es grade die homerische Kritik ist, der diese überraschende Nachprüfung widerfährt, hat eine Bedeutung für die theologische Schriftforschung, auf die schließlich noch hingewiesen werden mag.

Wilamowitz schrieb vor 26 Jahren ein grundlegendes Buch zur Homerkritik und widmete es seinem Göttinger Kollegen und Freunde — Julius Wellhausen!*) Und diese Widmung ist nun das für uns besonders Interessante an diesem Buche. Es heißt darin:

Die Analyse der homerischen Gedichte ist zunächst wie die des Pentateuch lediglich eine Aufgabe philologischer Kritik. Bibel und Homer müssen zudem zunächst allein aus sich heraus verstanden und analysiert werden, und selbst die Art ihrer Ueberlieferung, die Textgeschichte fordert die Parallelisierung heraus. Die Analyse konnte jedoch erst dann mit Erfolg in Angriff genommen werden, als die moderne Welt zu geschichtlichem Verständnis überhaupt und namentlich für den Werdeprozeß von Volk, Religion, Poesie durchgedrungen war.

Das moderne geschichtliche Verständnis, so geht es weiter, ist erst durch Herder und Goethe begründet. Goethe „ist durch die Beschäftigung mit den Wolfschen Prolegomena zu Moses zurückgeführt" . . .

Weil eine durchaus neue Anschauungsweise nötig war, um diese Probleme auch nur zu stellen, und weil diese sich auf Bibel und Homer, die beiden Wurzeln aller unsrer geistigen Bildung, beziehen, so erschien schon das lediglich philologische Problem als etwas Revolutionäres, und mußte Jeder, der es zu lösen versuchte, mit der gewaltigen Macht der Gewohnheit, des Aberglaubens, der Trägheit kämpfen. Aber die weitere Entwicklung allerdings hat auch gezeigt, daß es sich um mehr als eine philologische Quellenuntersuchung handelt.

Und kann auch bei den gesteigerten Anforderungen an die Sprachkenntnis nicht mehr ein Mensch auf beiden Forschungsgebieten, dem homerischen und alttestamentlichen, tätig sein, so ist dennoch der Entwicklungsgang der Forschung „ein paralleler gewesen und er wird es noch mehr werden" (!):

Die Analyse der Pentateuchquellen ist zur Ermittelung von Entstehung einer Entwickelung der Religion und Kultur Israels geworden; die Erschließung anderer, monumentaler, Ueberlieferung hat die Geschichte Israels aus ihrer Vereinzelung in den Zusammenhang der orientalischen Geschichte zurückgeführt. Die Analyse der Ilias und Odyssee ist zur Geschichte des griechischen Epos geworden; sie muß zur Analyse und Geschichte der griechischen Heldensage werden, damit schließlich das Problem einer Geschichte der griechischen Stämme bis zu der Zeit, wo das hellenische Volk daraus ward, gestellt werden könne. Auch hier ist zum Glück die Erweiterung des historischen Materials eine ungeheure und stetig wachsende. Freilich stehen wir auf dem hellenischen Gebiet erst in den Anfängen des Weges, den die alttestamentliche Forschung bereits zurückgelegt hat.

Ob Wilamowitz meinte, daß die alttestamentliche Kritik ihre Aufgabe im wesentlichen schon gelöst hat, geht aus dem Zusammenhang dieser Sätze nicht hervor. Aber an der Richtigkeit des Weges zweifelt er nicht. Es wird sich nun zeigen, ob so neue Wege, wie sie Dörpfeld für die homerische Kritik gewiesen hat, indem er einfach zunächst die Angaben der Quellen als zuverlässig annimmt — Wege, die von den zünftigen Forschern als unangenehm reaktionär empfunden werden müssen — auch für die biblische Kritik wieder zur Geltung kommen werden. Sicherlich werden auch theologische Forscher arbeitsfreudig und wohlgemut mit Cauer sagen: „Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen." G von Rohden

---

Björnsons Tod und die norwegische Kirche

1

Björnsterne Björnson stand der Kirche nicht fremd, sondern kritisch gegenüber. In seinen letzten Lebensjahren hat er sogar eifrig an den kirchlichen Streitigkeiten seines Vaterlandes teilgenommen. Es war eigentlich eine alte Liebe, die ihm so viel Interesse für die Kirche eingab; denn, wie Jedermann weiß, war Björnson einmal ein überzeugter, energischer Christ; seine Jugend fiel in die pietistischen Jahre. Die norwegische Kirche besaß indessen keine geistvolle Persönlichkeit, die Björnson hätte fesseln können.*)

Der Däne Grundtvig tat es. Für diesen war Björnson begeistert; davon zeugt der Nachruf, den er ihm widmete: „Sein Tag ist der größte, den der Norden gesehen." Und in den gläubigen Volkshochschulkreisen Dänemarks ist Björnson immer geliebt worden, trotz aller seiner Schwankungen, ja sogar trotz des Sturmes, den er durch seine Grundtvig-Gedächtnisrede in Kopenhagen entfesselte und seines späteren offenen Bruches mit dem Christentum. Die dänischen Hochschulchristen haben Björnsons Lieder aus der Frühlingszeit seiner Glaubensbegeisterung immer wieder gesungen und haben aus ihnen die Kraft gesogen, Björnson trotz aller Wandlungen und trotz seines oft wenig angenehmen Auftretens immer von Herzen zu lieben. Björnson besuchte auch oft Askow, die größte Volkshochschule; und seine Anwesenheit war jedes Mal ein Fest sowohl für Lehrer wie für Schüler dieser ausgesprochen christlichen Schule.

Ganz anders dagegen in Norwegen! Hier ist immer der Björnson des Tages so stark empfunden worden, daß der Augenblickskämpfer den Dichter und seine Werke in den Schatten gestellt hat. Schon in den letzten Jahren hat es Anzeichen gegeben, die hoffen lassen, daß es jetzt anders wird. Nach seinem Tode werden wir hoffentlich eine Björnsonrenaissance erleben; seine unvergleichlich offenen, nüchternen und doch so herzlich begeisternden Lieder werden auf jedes Norwegers Lippen ertönen. Nicht nur in den kleinen Grundtvigschen Kreisen, die wir auch hier oben haben, und in denen sich die Lieder sowohl als die Liebe zu Björnson trotz allem Für und Wider wie in denselben Kreisen Dänemarks erhalten haben. Björnsons Bruch mit seinen norwegischen christlichen Freunden, besonders mit dem norwegischen Klein-Grundtvigianer Christopher Bruun war übrigens noch viel schärfer und offener als der erwähnte dänische. Und doch haben diese „Grundtvigianer" so merkwürdig fest an ihm gehalten, nicht zwar öffentlich, aber im Stillen und glaubenden, hoffenden Herzens.

Für die ganze Kirche und das Christenvolk sonst, sowie für die Geistlichkeit, ist Björnson der Erzfeind geblieben, der Verfasser von „Ueber unsere Kraft" und der Ueberseßer von Ingersolls verderblichen Werken. Sein wachsendes Interesse für religiöse Fragen hat gar nichts daran geändert, seine stetige Stellungnahme für die Sache der Freireligiösen hat vielmehr noch aufreizender gewirkt. Als Björnson an seinem siebenzigsten Geburtstage von ganz Europa und vor allem von seinem Vaterlande ohne Parteiunterschied gefeiert wurde, da stand es in allen Festberichten: „Aber kein Geistlicher war da. Von allen Kreisen des Volkes fehlte nur die Kirche."

Und jetzt kehrte er nach der Heimat zurück, um von dieser Kirche begraben zu werden. Das heißt: wie bei Ibsens Beerdigung, so lag auch diesmal die Leitung sämtlicher Beerdigungsveranstaltungen in der Hand der Regierung (des Kultusministeriums). Darin lagen natürlich Keime zu Streitigkeiten. Bis das Begräbnis vorüber war, wurde geschwiegen. Darnach erhoben sich die Stimmen aber um so lauter.

Schon, einen geeigneten Geistlichen zu finden, der an dieser Bahre reden konnte, war schwer. Er sollte nicht nur der Repräsentant der Kirche, sondern zugleich der des ganzen Volkes sein. Es wurden verschiedene Namen genannt, nur nicht der Name des Einzigen, der alle Anforderungen hätte erfüllen können: Thv. Klaveneß, der sein Urteil über Björnson fein und echt männlich in seiner Zeitschrift**) ausgesprochen hat, ist der furchtlose und schroffe Gegner der neuen Ehemoral und der Ehescheidungen, und das hätte schlecht mit Björnsons Familie zusammengestimmt. Das Resultat der Ueberlegungen war: ein tüchtiger, geschickter Pfarrer, Hermann Lunde, der als williger und feinsinniger, vorurteilsfreier Redner bei Künstlerbeerdigungen 2c. bekannt ist, sollte die christliche Rede halten, und nach ihm sollte Fridtjov Nansen als Repräsentant des Volkes sprechen; Fridtjov Nansen — der ostentativ aus der Kirche

*) Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. von Wilamowitz-Möllendorff. 7. Heft: Homerische Untersuchungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1884. 426 S.

*) Vgl. 1902 Nr. 1, 1903 Nr. 10. **) For Kirke og Kultur.

ausgetreten ist, was doch weder Björnson noch Ibsen getan hatten! Man kann sich vorstellen, was für eine gedrückte Stimmung dies in den kirchlichen Kreisen hervorrief.

2

Man hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht: Lunde sprach in der Tat so herrlich, mannhaft und auch poetisch fein, daß seine Rede einen fast vollendeten Eindruck machte. Und Nansen fiel mit seinen nicht sehr originellen, phrasenhaften Alltagswendungen eigentlich ziemlich ab. Lunde sprach kühn von der Stellung Björnsons zum Christentum, meist jedoch von seiner Bedeutung als Dichter und Mensch:

Man sagt, es sei schwer, an Björnsterne Björnsons Bahre zu reden.

Nein, es ist nicht schwer!

Wohl sind wir einfachen Durchschnittsmenschen klein neben ihm. Aber in Einem kann doch auch der Kleinste sich mit dem Größten messen, — in der Liebe.

Und in dieser Hinsicht steht es mit Björnson und uns wie mit einer Mutter und ihrem Sohn. Da zieht der Sohn hinaus in die weite, weite Welt, wird größer und größer und wächst der Mutter über den Kopf. Aber sie folgt ihm nach, Schritt für Schritt, liest und hört von ihm, und je höher er steigt, desto größer, stärker und tiefer wird ihre Liebe; denn der wächst nichts über den Kopf. Und wenn dann der Sohn heimkommt, beugt sich der Große hinab; die Mutter schlingt die Arme um den Hals des Sohnes, und so schlagen die Herzen zusammen in unaussprechlicher Liebe. Wer fragt da nach groß und klein? Sind sie nicht Beide eins in Liebe?

Und du, Björnsterne Björnson, warst der Erste, der Norwegen seine Mutter nannte, und jeder Norweger wird dich seinen Bruder heißen und dich wie einen Bruder lieben.

Diese Liebe, ist sie blind? Nein, nur die unechte Liebe ist das. In der Schrift steht ein wunderliches Wort:

„Wenn unser Herz uns verdammt, ist Gott größer als unser Herz und erkennet alle Dinge.“ (1. Joh. 3, 20.)

Und so ist es auch! Denn, wie Gott über alles wacht, so hat auch gerade echte Menschenliebe ein wachsames Auge, ja ein scharf sehendes, denn sie ist mit der göttlichen verwandt. Sie hat nichts zu verbergen, denn wenn sie auch nicht Alles weiß, so verstehet sie Alles. Und wer von uns, Gesinnungsgenossen wie Gegner, wer sieht nicht auch bei Björnson die Unvollkommenheiten? Aber wer von uns versteht nicht auch, daß das die Schale war? Und kann irgend Jemand von uns im Stande sein, darüber den Kern zu vergessen? . . .

Und dieses innersten Wesens Kern war: Persönlichkeit; der Mensch und abermals der Mensch. . . .

Nun hat dein großes, starkes Herz, Björnsterne Björnson, zum letzten Mal geschlagen. Man hat dich heimgeholt, um dir eine letzte Ruhestätte im Schoße deiner Mutter, Norwegens, unserer Heimat, zu geben.

Björnson, wir haben dich in die Kirche getragen. Ich weiß nicht, ob es in deinem Sinne war.

Einmal hast du die Kirche im Tal besungen, und nichts klang milder, als deine Kirchenglocken, wenn sie läuteten:

Komm Kind, komm Braut, komm hin zu Gott,
komm Sünde, komm Sorge in Jesu Namen.

Hierüber verstummte deine Leier seitdem.

Aber ach! Wir würden nicht Christi Geist besitzen, wenn wir die Schuld dafür auf dich allein wälzten. Mich jedenfalls drängt es dazu, an dieser Bahre zu bekennen, daß es in unserer Kirche Vieles gibt, das gar Manche fernhalten kann. Und nicht in der Kirche allein, sondern auch im Christentum, wie es sich meist unter uns zeigt. Denn Beschränktheit, herzlose Verdammung, Verketzerung und wenig Verständnis für wirklich geistige Entwicklung auf Grundlage der ehrlichen Forschung, sieh, dies gedeiht leider nur zuviel in unseren Kirchen und Freiversammlungen, und es scheint oft, als hielte ein Jeder mehr auf seine eigenen Sonderheiten, als daß er das hervorhebt, was das Hauptmerkmal für Christi Jünger sein soll: die Nächstenliebe. Es müßte wirklich einmal ein Torpedo derartige alte Archen in die Luft sprengen. Es ist überhaupt kein Wunder, daß geistloses Christentum unter geistvollen und edlen Menschen Freidenkertum schafft.

Aber gerade aus dieser traurigen Erkenntnis heraus, mit Verständnis zugleich für die tieferen Ursachen, die eine Scheidewand zwischen dir, der Kirche und dem Christentum — nicht aber zwischen dir, Gott und Christus — gebildet haben, trugen wir dich, Björnsterne Björnson, in das Gotteshaus, ehe du zur Ruhe gehst zu deiner Mutter.

Und wenn man dir nun heute von allen Seiten Dank darbringt für dein Lebenswerk, so verschmähe auch nicht den Dank der norwegischen Kirche. . . .

So sprach der Pfarrer. Und die Versammlung der vielen Freidenker war hoch überrascht! Wie ein bedeutender Mann es mir gegenüber aussprach: „Was man von vornherein als Niederlage der Kirche angesehen hatte, ist zu einem überraschenden, dauernden Sieg geworden.“ So werden auch viele Christen gefühlt haben; Alle, die die Spannung zwischen der Kultur und der Religion schmerzlich empfinden. Die Meisten aber sind

empört. „Daß man Björnson eine Entschuldigung gemacht hat, daß man ihn in die Kirche getragen — man hätte Gott um Verzeihung bitten sollen!“

Berechtigter scheint dagegen wohl die Aeußerung Klaveneß' von der Kanzel: daß die Rede des christlichen Vertreters ganz ohne christlichen Inhalt gewesen sei ebenso wie die Gesänge, die zu dieser Gelegenheit verfaßt worden waren; mit Einem Worte: man hat eine christliche Zeugenrede vermißt. Andere Pfarrer und christliche Blätter haben es als empörend empfunden, daß Lunde die Kirche mit der ganzen Schuld beladen hat! „Wo bliebe da die Schuld der eigenen menschlichen Sünde?“

Alles in Allem: die Kirche hat bei uns jetzt etwas Sensationelles zu debattieren.

3

Aber lassen wir dies und fragen wir tiefer: wie soll sich die Kirche denn zu einer Persönlichkeit wie Björnson stellen, wie wird dies in der Zukunft werden?

Björnson war entschieden eine durch und durch religiöse Natur; ganz anders als der kalte Ibsen. Die erste Liebe zur Religion kehrte bei ihm nach den Sturm- und Drangjahren immer mehr zurück.

Ob Lunde recht gehabt hat, ihn als nicht von Christus entfremdet zu bezeichnen, ist zweifelhaft; jedenfalls nur, wenn C h r i s t u s der Versöhner bedeutet und nicht Jesus. Aber von Gott war der kindliche Bär ebenso wenig entfremdet wie von den tiefsten Bewegungen der Menschenseele. Es ist beachtenswert, daß ein Mann der schroffen Gegensätze und scharfen Kanten wie Klaveneß dies so stark in seinem Nachruf hervorhebt:

Das Größte, was Björnsons Dichtung und Lebenswerk enthält, ist doch der reiche Schatz von Glaube und Liebe, der darin lebt. Man wird vielleicht von diesen Worten, besonders von dem Wort Glaube überrascht sein. Ich gebrauche es aber mit Ueberlegung. Wohl kann man sagen, daß Björnson den Glauben an Christus verloren hatte; vielleicht sogar auch den Gottesglauben. Doch damit sei man etwas vorsichtig. Welchen Glauben Björnson in seines Herzens Grunde trug, war ihm selbst gewiß schwer zu sagen. Er war nicht der Mann der Reflexion und des klaren Gedankens; er war der Mann des Augenblicks, der von den Eingebungen des Augenblickes fortgerissen wurde — zum Reden wie zum Schreiben vieler Sachen, die er kurz darauf bereute. Es mag da mehr Glauben in der Tiefe seines Herzens geschlummert haben, als Jemand weiß und es ihm selbst bewußt war. Nachdem dies geschrieben war, ist die Richtigkeit davon bezeugt worden durch das, was von Björnsons Totenlager erzählt worden ist.

Soweit Klaveneß. Sein Urteil wird auch dasjenige der Kirche der Zukunft werden. Man wird von Björnsons Leben vielerlei lernen zum Verständnis der großen Geister in ihrer Beziehung zur kirchlichen Religion, und das tiefste Glaubensleben wird sich über die Gabe freuen, die Gott seinem Volk gegeben hat durch solch ein Senfkorn wie den warm empfindenden Björnson.

Dann wird sich die Kirche auch darüber freuen, daß Björnson von der Kirche begraben wurde. Dies wird den späteren Geschlechtern viel verständlicher sein als die Beerdigung Ibsens durch dieselbe Kirche. Ibsen: fürs Leben kalt, unbedeutend, zerstörend; Björnson: kämpfend, glaubend, hoffend. Ibsen, zuletzt wieder in die Kindheit zurückkehrend, geistestot; Björnson eben bis zur letzten Stunde voll von Gottes Lebenshauch, bewußt auch in den Worten: „Jetzt hättet ihr mich nicht wecken sollen, jetzt begegnete mir eben Gott.“ Ibsen ohne Freunde; bei Björnson sein alter, immer treuer, lieber Freund, der Christuskämpfer Ole Arvesen mit seinem großen grauen Haupte, sowohl an seinem Totenbette in Paris als der erste Marschall bei seiner Beerdigung.

Dies alles ist ein Unterschied, der beachtet werden muß, wenn die Kirche die beiden Begräbnisse als eine Knechtung der christlichen Gemeinde von Seiten des Staates empfindet. Eine Klärung ist nötig; man tut aber Björnson ein Unrecht an, wenn man s e i n e Beerdigung als Mauerbrecher benutzen will.

Eivind Berggrav-Jensen

Literaturbriefe

22. Ein Buch über den Kongo und eines über Lassalle

Der Zufall legt zwei Bücher zu gleicher Zeit vor mich hin, die nicht viel mehr mit einander zu tun haben, als daß beide aus dem Nordgermanentum stammen.

Das erste von einem Skandinaven, was heute beinahe schon heißt: aus Lagerlöfscher Schule. Denen, welche meinen, daß Frauen nie führend sein können, lege ich dieses Sätzchen zum Nachdenken hin.

Der Verfasser ist meines Wissens als Schriftsteller bisher unbekannt: Jürgen Jürgensen, Christian Svarres Kongofahrt.*)

Nach dem mancherlei Aufregenden, das wir über die Verhältnisse am Kongo gehört haben, kommt diese dichterische Schilderung der Zustände sehr zu rechter Zeit.

Christian Svarre, ein dänischer Kavallerieleutnant, der sich in die Dienste der Kongoregierung begeben hat, kommt in den dichtesten und fernsten Urwald, in das Reich des großen Tieres Jlimma, das aus dem Dunkel des Waldes mit Augen voll Mondlicht herausstarrt, und des Götzen Djakomba, der im Sumpf versteckt ist und den sein gefürchteter Herr mit Nägeln, Peitschen und Gebeten für sich in Wirksamkeit bringt. Auch Christian Svarre hatte einen Götzen, den er wohl im Gehorsam zu halten verstand und den er sein „Gewissen" nannte.

Er lernt aber, bevor das Buch zu Ende ist, allerlei wichtige Dinge, sowohl über sein Gewissen als auch über die Wirkungen des losgelassenen Machtgefühls, als auch über das Verhältnis des großen Tieres Jlimma zum Gott der Weißen.

Die dichterische Kraft der Schilderung scheint mir an vielen Stellen außerordentlich stark. Die uns so fremde Landschaft und die uns fast ebenso fremde Seele, die in dieser Landschaft wächst, werden sehr deutlich. Die in das Buch eingeflochtenen Reflexionen sind stets an sich tüchtig und anhörenswert, werden aber nicht immer durch die Geschichte ganz gedeckt.

Wie einerseits der Urwald den Europäer verändert und wie fremd, verständnislos und dadurch grausam und verwüstend andrerseits in diese Lage die europäische Humanität hereinplatzt, schildert das Buch mit Kraft und doch Leidenschaftslosigkeit. Nur ein wirklicher Dichter konnte zwei sich so gegenübertretende Mächte mit so gleich viel Recht ausstatten. Wir lernen durchaus alle Mächte von ihrem eigenen Gesichtspunkte aus, also von innen her belebt, kennen. Der Dichter nimmt nicht selbst Partei. Er speist alle Figuren und Gruppen von Figuren mit Lebensblut.

Da so die dichterische Leistung des Buches es rechtfertigt, möchte ich, daß auch ein Sachverständiger (mit möglich gleich leidenschaftloser Gerechtigkeit) sich darüber ausspreche, was das Buch für die in der Christlichen Welt vertretene Kongosache bedeute.

Nur um dazu aufzureizen, setze ich einige Worte her, die ein Kommandant deutschen Blutes, der seine Station nicht vernichten lassen will und sich deshalb lieber eine Kugel vor den Kopf schießt, in sein Testament setzt:

> Roheit läßt sich eindämmen. Hier konnte gearbeitet werden. Warum soll man das Ganze einstürzen lassen, wenn man weiß, daß man die Entwicklung in die rechte Bahn leiten kann, falls man nur langsam und gründlich arbeitet? Warum sollen alle diese Menschen den europäischen Theorien geopfert werden? Warum erstickt man sie unter einem Berg politischer, sozialer, ökonomischer und juridischer Lehren, die kein Teufel verdauen kann? Das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen, der Kernpunkt der afrikanischen Frage, ist doch in erster Linie ein seelisches Problem. Aber das versteht die wahnsinnige europäische Humanität nicht. Dieses Ungeheuer verlangt blinden Gehorsam und will mit neuen Rapporten gefüttert werden, die mit seinem Appetit übereinstimmen.

*) Christian Svarres Kongofahrt. Eine Geschichte aus dem Urwald. Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1910. 324 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

Motto: „Ich widme diese Schilderung dem gigantischen Kulturtraum aus dem Innern Afrikas, der sich verworrene Bahn gebrochen hat in den heldenmütigen Seelen der Toten und verwirklicht werden soll in den Seelen der Lebenden."

Vgl. unter Verschiedenes: Zu Jürgensens Kongo-Erzählung.

Der zweite der beiden Romane, dem berühmten — mir persönlich bisher unbekannt gebliebenen — Engländer Meredith*) entstammend, ist eine Art umgekehrter Urwaldfahrt. Eine riesige Natur, die sich aus verachteten Schichten emporhebt, mit den Instinkten eines Empörers zugleich und Herrschers, Führer emporträumender Massen, streckt seine Hand nach einem Mädchen der höheren Gesellschaft aus. Gewiß treibt ihn in erster Linie eine zügellose urwäldlerische Liebe, doch aber daneben der fast unbewußte Wunsch einer Verbindung mit der Welt alten Glanzes und bürgerlicher Gesichertheit.

Man bemerkt bald, daß es sich um den Untergang Lassalles handelt, obwohl der Dichter alle Namen verändert hat. Wohl um sich in seine dichterische Deutung des Schicksals nicht hineinreden zu lassen, und zumal auch um keine falschen Ansprüche auf politische Hellsichtigkeit befriedigen zu müssen. Das rein Menschliche der Personen und Ereignisse vielmehr beschäftigt diesen tiefdringenden und geistreichen Psychologen.

Im Grunde liest sich das Buch wie eine psychologische Untersuchung. Personen und Ereignisse werden tief in sie hineingesenkt, fast wie Beispiele zu den Themasätzen. Kein Vorfall, der nicht wie in einer breiten garnierten Schüssel inmitten weitausholender psychologischer Betrachtungen herangereicht wird.

Diese Betrachtungen sind immer fein, tief und reich; und vielleicht würden sie noch stärker fesseln, wenn man sich völlig sicher wäre, daß die Uebersetzung gestatte, sich durch Nachdenken des vom Dichter gewollten Sinnes zu bemächtigen. Man kommt indeß nicht recht dahinter, ob die geistreiche Art des Verfassers durch Schuld der Uebersetzung so geschroben herauskommt, oder ob das mit zum Originalstil gehört. Man sagt mir von kundiger englischer Seite, daß Meredith auch in seinem Vaterlande für schwer gelte. Das könnte dasselbe bedeuten wollen. Die Engländer haben wohl überhaupt mehr von dieser eigensinnigen Ranken- und Schnörkelgotik, die bei uns etwa Jean Paul vertritt, die aber alle Großen der Engländer mehr oder weniger zu zeichnen scheint von Shakespeare bis Dickens und weiter.

Schon das Problem selbst, wie es in der Ueberschrift sich ausspricht, ist geistreich gestellt. „Wie das Komische in Beider Naturen durch gegenseitige Wirkung zu dem tragischen Ausgang führte", wird es in der Einleitung erläutert. Wobei man aber nicht denken darf, daß zumal der Held vorwiegend komisch genommen wird:

> [Er] war von mächtiger Natur, nicht unheroisch, ein Mann des tätigen zugreifenden Verstandes, der mit Tatsachen ringt, um die Welt lebendig zu erhalten, und der Tatsachen schaffen kann, die sie schwindelnd drehen. Eine Faustartige Legende hätte von ihm entstehen können, er hatte einen Teufel. Er war der Führer einer Heerschar, die Hoffnung einer Partei, verehrt von seinen Anhängern, tüchtig gehaßt von seinen Feinden, geachtet von den geistigen Führern seiner Zeit, auf dem Höhepunkte seiner Mannheit und seiner Arbeit, als er fiel.

Scheint übrigens diese Einleitung beide Personen auf gleiche Höhe zu stellen, so verschiebt der Verlauf des Buches das zu Ungunsten des Weibes, das mehr und mehr zur Personifikation der Feigheit wird, während der Mann — weniger in sichtbar werdenden Handlungen als in den begleitenden Bemerkungen des Dichters — über menschliches Maß heraus zu wachsen scheint.

Arthur Bonus

*) George Meredith, Gesammelte Romane, 4. Band: Die tragischen Komödianten. Eine Studie nach einer wohlbekannten Geschichte. Uebertragung von J. Sotteck. Berlin, S. Fischer. 249 S. 3,50, geb. 4,50.

Die mariawitische Bewegung im Königreich Polen

1

Die Begründerin der mariawitischen Kirche in Polen ist Frau Feliksa Franziska Maria Kozlowska (geboren 1862). Sie hatte in den Jahren 1893—1904 Visionen, in denen Jesus sie über das moralische Verderben der katholischen Kirche aufklärte und ihr befahl, eine auf der Regel des heiligen Franziskus von Assisi sich gründende Vereinigung von Priestern ins Leben zu rufen; diese Vereinigung wurde mit der Erneuerung

der Kirche betraut. Als Mittel dazu sollten die Ehrung des allerheiligsten Sakraments und der Jungfrau Maria dienen. Der Frau Kozlowska gelang es, eine Anzahl von den gebildetsten und edelsten polnischen Priestern, denen die Verwahrlosung der polnischen Volksmassen auf der Seele lag, für ihre Idee zu gewinnen. Sie begannen eine moralisch und auch kulturell aufklärende Arbeit unter dem Volke.

Von den polnischen Bischöfen verfolgt und vom Papste mit Bann belegt, sagten sich diese Priester mit ihren Anhängern von Rom los und begründeten eine selbständige kirchliche Gemeinschaft. Anfang des Jahres 1909 zählte diese gegen 70 Pfarrgemeinden mit 132 000 organisierten Mitgliedern. Die Zahl der übrigen, noch nicht organisierten Anhänger beträgt gegen 400 000*).

Literarisch arbeitet die Bewegung mit zwei seit 1907 in Lodz erscheinenden Zeitschriften, Maryawita und Powiadomoschtsi Marjawickie. Beide Zeitschriften erscheinen wöchentlich, in etwas kleinerem Formate als dem der Christlichen Welt, der Jahrgang über 800 Seiten. Der „Maryawita" dient zur Darstellung der religiösen Anschauungen der Gemeinschaft, die „Powiadomoschtsi" — auf deutsch etwa „Nachrichten" — zur Auseinandersetzung mit der Außenwelt, zur Bildung der Glieder der Gemeine in allgemeinen, auch öffentlichen Fragen und zu ihrer gemeinschaftlichen Aussprache. Die Durchsicht dieser Zeitschriften lehrt, daß alle gegen die Mariawiten verbreiteten Anklagen, z. B. auf Aberglauben und Schwärmerei, leeres Geschwätz oder Verleumdungen sind. Im Gegenteil spricht sich da eine Fülle religiösen Lebens und christlicher Betätigung aus, der Ton ist überall ruhig, sachlich, ja vornehm, keine Spur von Aufgeregtheit und überspannter Askese. Die Polemik wahrhaft in Liebe geführt — kein rohes Wort trübt die innere Freude an dieser Lektüre.

Versuchen wir, zunächst an der Hand des dritten Jahrganges des Maryawita (1909) in die religiösen Anschauungen der Mariawiten einzudringen. Dieser Jahrgang hat folgende Artikel gebracht: 1. Der in der heiligen Dreieinigkeit einige Gott (Die Beweise der Existenz Gottes). 2. Die Heilige Schrift. Neues Testament. Evangelium Matthäi (Erklärungen). 3. Die allerheiligste Eucharistie. 4. Die unbefleckte Maria, Mutter Gottes. 5. Das Werk der Barmherzigkeit (d. h. Werk der Mariawiten). Dieser Artikel zerfällt in folgende drei kleinere: Historie der Mariawiten (Fortsetzung aus dem Jahre 1908). Das Leben im Geiste. Die Mariawitische Chronik.

Im ersten Artikel sucht der Autor zuerst die Bibel als Offenbarungsurkunde allen modernen Forschungen im Gebiete der Geologie und Anthropologie gegenüber zu entlasten und sie als keine Forschung beschränkend darzustellen. Die Möglichkeit auch der äußeren Offenbarung, in der Schrift wird gezeigt, als vollkommenster Beweis der Existenz Gottes das Leben Jesu in Anspruch genommen. Hier wird der Wert auf die das Leben spendende Persönlichkeit Jesu gelegt; keineswegs finden sich Auseinandersetzungen über die göttliche Substanz und ähnliche Metaphysik. Aus dem ganzen durch alle 52 Nummern des Jahrganges sich hinziehenden Artikel leuchtet hervor, daß dem Autor bei dem Gottesglauben um Gewißheit fürs Leben zu tun ist und nicht um dogmatische Dialektik. Dadurch gewinnt die ganze Arbeit eine große innere Wärme, echte Ueberzeugung spricht daraus. Der Verfasser ist belesen in der Philosophie und auch in der protestantischen Theologie. Auseinandersetzungen und Berührungen mit Namen wie Lavater, Strauß, Schleiermacher, Pfleiderer, Harnack kommen vor, der religiöse Charakter der Reformation Luthers wird zu erfassen versucht, mit Kant zeigt sich der Autor vertraut.

Die Erklärung des Evangeliums Matthäi, die sich aus Jahrgang 1908 fortsetzt, läßt überall merken, daß dem Ausleger klar geworden ist, daß das Evangelium eine Frohbotschaft neuen Lebens bedeutet. Bei der Erklärung der Sündenvergebung keine Spur von katholischer Kasuistik, überall Drängen auf Sinnesänderung.

*) Des Näheren verweise ich auf die Chronik der Christlichen Welt 1910, Nr. 4, wo sich über den Werdegang des Mariawitismus richtige Angaben vorfinden.

In dem dritten Artikel, über die Eucharistie, wird zunächst die religionsgeschichtliche Seite der Sache erörtert (altorientalische Religionen, Altes Testament usw.), dann die Bedeutung des Abendmahls für das religiöse Leben des Einzelnen wie der Gemeinschaft hervorgehoben. Die vierte Abhandlung über die unbefleckte Maria, Mutter Gottes, sucht Luk. 2, 22 und 2, 46 religiös zu verwerten. Auch das Leben Mariä soll ein geheimnisvolles Leben gewesen sein und eigene religiöse Bedeutung besitzen. Auch ihr Leben hat Maria als Dienst Gott dargebracht und sich mit Gott innerlich geeinigt.

Aus der an fünfter Stelle aufgeführten Artikelreihe sei der Abschnitt „Das Leben im Geiste" zunächst hervorgehoben. Verfasser ist die Mitbegründerin der mariawitischen Bewegung, Franziska Kozlowska. Das geistige Leben bedeutet für sie das religiöse Leben; denn der Mensch kann seine Gewißheit nur in der Religion finden. Daß das Christentum das Ideal des geistigen Lebens nicht verwirklicht hat und seine Vertreter sich immer dawider versündigten, beweist nichts dagegen. Die ursprüngliche Idee des Christentums — die Idee der Liebe — wurde vernachlässigt: dies hat den Niedergang des Katholizismus und seine Ablenkung von der ursprünglichen Linie des Christentums zur Folge gehabt. Die Stelle der Evangelien hat ein corpus juris eingenommen, anstatt der heiligen Schrift als der alleinigen Offenbarungsurkunde wurde die Lehre der Kirche, wie sie durch die „Tradition" sich entwickelte, angenommen und noch höher gerückt. (Zitiert wird Hurter.) Die „Unfehlbarkeit" war die Folge davon. Die echte Gottesverehrung schwand. Allerlei Praktiken (Wallfahrten, Reliquien, Ablässe, Brüderschaften, Rosenkranz) sollen das absterbende religiöse Leben ersetzen. Aerger noch ist die Abirrung vom Dienst am Nächsten. Alles, was der katholische Katechismus in dieser Beziehung vorbringt, ist toter Buchstabe geblieben, denn was tut der katholische Klerus für das Volk, aus dem er hervorgegangen ist? Der Katholizismus hat Christum vor dem Volke verschleiert; er hat das Volk, das dieses Lebensquells verlustig wurde, an äußere Formen und Praktiken gebunden und es blinden Gehorsam leisten gelehrt. Doch das Leben des Geistes läßt sich nicht vollständig ertöten, überall macht sich der Geist von den Fesseln der religiösen Knechtschaft frei und will Gott in Geist und Wahrheit ehren. Ein Zeichen davon ist die mariawitische Bewegung. Der Mariawitismus will nicht eine neue Religion schaffen, er will allein den Schleier von Christus und seiner Lehre, welchen der Katholizismus umgetan hat, wieder herabnehmen.

Im Weiteren wird dargetan, daß das Problem der Wiedererneuerung des Menschen ein altes ist. Die Lösung jedoch, die seit Sokrates die Philosophie zu geben bestrebt ist, vermag nicht ein absolutes Ideal dem Menschen vorzuführen; denn der Mensch sehnt sich nach Erkenntnis der absoluten Wahrheit, des absoluten Guten und der absoluten Schönheit. Das menschliche Herz verlangt aus seiner eigenen Natur heraus nach Gott. Ein solches absolutes Ideal hat der Menschheit zuerst Jesus geschenkt: das Reich Gottes Matth. 6, 33. Damals hat der Mensch erkannt, daß das Reich Gottes nichts Anderes bedeutet, als hier auf der Erde ein vollkommenes, heiliges Leben zu führen. Es ist ein vollständig neues und ewiges Ideal, Matth. 5, 48. In der Gestalt und Lehre Jesu ist eine unerforschbare und geheimnisvolle Essenz (Wirklichkeit), welche alles positive Christentum aller Jahrhunderte übersteigt. Das Sich-Besinnen auf die Menschlichkeit Christi in der Darstellung, wie sie die Evangelien bringen, wird nie aufhören eine Quelle der Erneuerung des Lebens unter den Christen zu sein. Ja alle Menschen, gleichviel welche Religion sie bekennen mögen, erweisen sich als der Gewalt dieser Ideen unterworfen. Christus regiert bis auf den heutigen Tag die Seelen der Menschen, und zwar durch ihre innere Erleuchtung. Er läßt seinen Willen in mitten der Menschen erkennen. In der ursprünglichen Gemeinde hat der Geist auf diese Weise unmittelbar gewirkt, später hat er sich in den Eremiten, dann in den Begründern der verschiedenen Orden als wirkend erwiesen, wie z. B. in Franziskus von Assisi, auf dessen Regel sich die mariawitischen Priester gründen. Alle diese Begründer eines vergeistigten Lebens in der Kirche und überhaupt alle wahrhaft Heiligen wurden von der Kirche verfolgt. Zumeist

hat die Kirche sie nachher kanonisiert. (Hier wird die Praktik des kanonisierenden Prozesses beleuchtet.) Die Hierarchie hat auch immer die Ideen der Reformer zu ihrem Nutzen verwendet, so z. B. die Bewegung des Franziskus und des Dominikus zur Inquisition. Dieses Schicksal wäre auch den Mariawiten beschieden gewesen, hätte sie der Papst anerkannt! Die Mariawiten sind sich dessen bewußt, daß der Weg, den sie gehen, nicht der einzige ist und daß es viele Wege gibt, die ins Königreich Gottes führen — Joh. 3, 8. Sie haben den Weg der christlichen Vollkommenheit zu zeigen, den werden sie nicht verfehlen, wenn sie sich auf das Leben Christi und seine Lehre, auf das Leben seiner nächsten Nachfolger und auf die eigene Ueberzeugung stützen. Im Weiteren werden die verschiedenen Aufgaben eines inneren Lebens und seine Störungen behandelt.

Der Leser wird, wie ich hoffe, aus dieser knappen Uebersicht den Eindruck gewinnen, daß der gedankliche Unterbau der mariawitischen Bewegung, soweit es sich um das sittlich-religiöse Ideal handelt, auf der Höhe der Aufgabe steht. Noch mehr wird man das aus Einzelheiten ersehen. Stehule

Die Borromaeus-Enzyklika

In voriger Nummer veröffentlichten wir den italienischen Text der vielberufenen Stelle in der Enzyklika vom 26. Mai, die allgemeine Meinung teilend, daß dies der offizielle Text sei. Inzwischen ist aber eine lateinische Fassung als maßgebend veröffentlicht worden. Sie lautet:

Inter haec superbi ac rebelles homines consurgebant, inimici Crucis Christi, qui terrena sapiunt, quorum Deus venter est. Hi non moribus corrigendis, sed negandis Fidei capitibus animum intendentes omnia miscebant, latiorem sibi aliisque muniebant licentiae viam, aut certe auctoritatem Ecclesiae ductumque defugientes, pro lubitu corruptissimi cuiusque principis populive, quasi imposito iugo, doctrinam eius, constitutionem, disciplinam in excidium petebant. Deinde, iniquorum imitati morem, ad quos pertinet comminatio: Vae qui dicitis malum bonum et bonum malum! rebellium tumultum et illam fidei morumque cladem appellarunt instaurationem, sese autem disciplinae veteris restitutores. Re tamen vera corruptores extiterunt, quod, extenuatis Europae per contentiones et bella viribus, defectiones horum temporum et secessiones maturarunt, quibus uno velut impetu facto triplex illud antea disiunctum dimicationis instauratum est genus, a quo invicta et sospes Ecclesia semper evaserat: hoc est, primae aetatis cruenta certamina; domesticam subinde pestem errorum; denique, per speciem sacrae libertatis vindicandae, eam vitiorum luem ac disciplinae eversionem, ad quam fortasse nec aetas media processerat.

Die Verdeutschung, die wir auf Grund des Italienischen vor acht Tagen beifügten, wird dadurch wenig betroffen. Das historische Urteil über die Reformatoren und die mit ihnen verflochtenen Fürsten und Völker erscheint eher schärfer als milder: jene Feinde des Kreuzes Christi brachten alles (Moral und Glaubenslehre) durcheinander, schufen sich und Anderen einen breiteren Weg der Ausgelassenheit, nach dem Gutdünken gerade der verkommensten Fürsten und Völker, .. und gingen wie vom Teufel besessen (so verstehe ich die dunkle Formel sub imposito iugo; es kann aber auch heißen: „wie unter auferlegtem Joche" dieser Fürsten und Völker, ihrem Zwange unterworfen) darauf aus, Lehre, Verfassung und Moral der Kirche völlig zu ruinieren.

Unwillkürlich wirft man die Frage auf, inwieweit diese Worte ex cathedra gesprochen sind und an der erklärten Unfehlbarkeit des Papstes teilhaben.*) Der rein geschichtliche Stoff der Erklärung schiede aus; aber von „Glaube" und „Moral" wird doch gehandelt: soll und muß nun die ganze Kirche so glauben und urteilen? Wahrscheinlich werden wir über die dogmatische Tragweite der Enzyklika von den römischen Kanonisten niemals eine klare Auskunft bekommen. Und die katholischen Politiker und Journalisten haben erst recht kein Interesse, auf diesem Punkte Klarheit zu schaffen.

Das gläubige Volk aber wird keinen Unterschied machen, wo seine Priester es diesen Unterschied nicht lehren. Die ganze Wucht der Enzyklika ruht in ihrem Verhältnis zur Unfehlbarkeit. Eben in diesen Tagen (6. Juni) hat der Wortführer von dreihundert Berliner Pilgern bei einer Audienz den Papst angeredet wie folgt:

Wir verehren in Eurer erhabenen Person den Stellvertreter Jesu Christi, das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen christkatholischen Kirche, den gemeinsamen Vater der Hirten und Gläubigen, den unfehlbaren, von Gott gesetzten Lehrer der Völker, dessen unfehlbares Lehramt uns die Worte des ewigen Lebens überliefert.

Nichts Neues, gewiß. Das Dogma der Infallibilität besteht. Aber wie weit erstreckt es sich?

Jedenfalls darf sich kein Katholik beklagen, wenn feierliche Aeußerungen des Unfehlbaren von uns Protestanten strenger genommen werden, als noch so polemische Ausfälle Einzelner oder Vieler protestantischen Charakters, selbst auch protestantischer Synoden und Kirchenbehörden, je von irgendwem genommen werden dürfen: denn wir sind allzumal bewußt fehlbar und haben keine andre Autorität als die der Sache, die wir entweder verspielen oder gewinnen.

Interessant ist in diesem Zusammenhange der Prozeß gegen den freireligiösen Prediger Welcker, der am 7. Juni vor der Wiesbadner Strafkammer verhandelt worden ist. Es handelte sich um „Beschimpfung der katholischen Kirche". Harnack und der bekannte katholische Professor der Theologie Schroers in Bonn waren als Sachverständige berufen. Die Frankfurter Zeitung berichtet darüber:

Das erste Gutachten gibt Professor Harnack. Auf die Frage, ob Welckers Ausdrucksform in den inkriminierten Artikeln der in den heutigen religiösen Streitschrift üblichen entspreche, müsse er mit Ja antworten. Nach seiner 40jährigen Beschäftigung mit der kirchlichen Literatur könne er aussagen, daß seit dem sechszehnten Jahrhundert Milderungen in der Ausdrucksform eingetreten sind, in der Tagesliteratur aber sei leider im Vergleich mit den Zuständen des sechszehnten Jahrhunderts kein sehr großer Unterschied. Als Beweis für die noch vorhandenen Entgleisungen in der wissenschaftlichen Literatur nennt er das Werk des Paters Denifle „Luther und das Luthertum" (1904 erschienen) und die Schrift von Dr. Fritsch „Christliches Lebensideal". Die Kurie bediene sich ebenfalls noch der Ausdrücke des sechszehnten Jahrhunderts. Die eigentümliche Psychologie des absoluten Glaubens komme hier in Betracht; Welcker bringe seine Religion ohne geschichtliche Wertung mit der Rücksichtslosigkeit des Fanatikers zur Geltung. Er ziehe alle Konsequenzen, wie sie auch der Katholik auf der Basis der Tagesstreitigkeiten über den Protestantismus zieht. Es komme ihm nicht auf die Beleidigungen als solche an. Zur Beurteilung von Welckers Ausdrücken „Mördergrube", „Seelenzuchthaus" erklärt sich Professor Harnack für befangen, da er in seinen eigenen Schriften bei Behandlung des Ablasses zum Ausdruck „Mördergrube" gelangt sei; „Seelenzuchthaus" werde schon von Origenes gebraucht. Im Ausdruck „Teigbrocken" liegt das Beleidigende nur in der Form, was sachlich damit ausgedrückt ist, sei nicht beleidigend, denn es sei nur gesagt, was die katholische Kirche selbst lehrt. Zwar bleibe der Ausdruck unter dem üblichen Niveau, ob man aber verpflichtet ist, soviel Pietät zu nehmen, sei fraglich. — Der Staatsanwalt stellt an den Sachverständigen die Frage, ob nicht ein besonders starkes Bewußtsein der Beschimpfung der Kirche vorliege, wenn man sich mit derart scharfen Ausdrücken an einfache Bauern wendet. — Prof. Harnack gibt zu, daß eine solche Annahme wohl naheliege, andererseits könne man sich nur sehr schwer in die Seele eines Fanatikers versetzen.

Professor Schroers hält die Ausdrücke „Teigbrocken", „Seelenzuchthaus", „Gottfabrikant" für Beleidigungen, dagegen will er das Wort „Mördergrube" als typische Ausführung passieren lassen.

Es erfolgte im Wesentlichen Freisprechung, gewiß mit unter dem Eindruck der Enzyklika.

Im Zusammenhange mit der Enzyklika findet auch der Fall Strecker-Nauheim seine helle Beleuchtung. Strecker hat in einer seiner Sonntagsbetrachtungen einem Satz des katholischen Schulkatechismus, der in Hessen eingeführt ist, warmherzig widersprochen. Jener Satz lautet: „Verkehre mit Niemandem, der dich in deinem Glauben gefährden könnte." Diese (durchaus würdige und ernste) Kritik Streckers wurde, wie der katholische Kirchenvorstand in Bad Nauheim zu veröffentlichen in der Lage war, von den Obersten der Schulleitung Hessens „auf das ernsteste mißbilligt" und dem Verfasser „im Einverständnis mit dem Großherzoglichen Ministerium des Innern das Entsprechende eröffnet." Ja müßte die Regierung eines Staates mit gemischter Bevölkerung nicht vielmehr jene Stelle in dem katholischen Schulkatechismus beargwöhnen und mißbilligen? Denn die einzig feste Politik der römischen Kurie von heute ist doch offensichtlich die, zwischen den Katholiken und Akatholiken die Kluft schonungslos zu erhalten und zu erweitern. R

*) Vgl. den Wortlaut des Beschlusses vom 18. Juli 1870 bei Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums, 2. Aufl., S. 381 f.

Verschiedenes

Zu Jürgensens Kongo-Erzählung. Vgl. oben Sp. 565 f.

Dies Lob des Leopoldinischen Kongo-Geschäftes darf in der Christlichen Welt im Interesse unserer Kongo-Liga nicht unangetastet bleiben. Das Lob kommt aus dänischem Munde, und die Dänen sind in Sachen des Kongo schlechterdings befangen! Es war ein Geschäftskniff Leopolds und seiner Belgier, nur solche Europäer anzustellen, deren Heimat-Staaten seinem Geschäfte nicht gefährlich werden konnten. Solch ein Staat ist Dänemark. Zu gering, um im Konzern der Mächte beachtet zu werden, doch zu groß und an eigenen Kolonien zu arm, um seinen normalen Prozentsatz Abenteurer (das ist ohne Schimpf gemeint) los zu werden, stellte es ein Kontingent, besonders an Offizieren, wie Leopold sie nicht besser wünschen konnte: Männer „unaufschleißbar, von nicht zu hoher Kultur, arbeitsam, genügsam und frei von oppositioneller Krakehlsucht" (letzteres ein besonderer Vorzug der Dänen).

Der Verfasser des angezeigten Romans zeichnet sich in „Gads Danske Magasin" Januarheft 1910 als solch Kongo-Dänen mit dem Titel „Kapitän"! Er ist also durchaus als ein Leopoldinischer Söldling anzusprechen. In seinem interessanten Artikel daselbst gibt er leider keine zahlenmäßigen Daten über die Beteiligung der Dänen, weiß aber doch unter den Lebenden allein vier dänische „Kommandanten" zu nennen, von denen zwei jeder über ein paar Hunderttausend Eingeborene herrschen, der dritte als Pazifikator gerühmt wird u. s. w. Gleichzeitig ist dieser Artikel von Voreingenommenheit so geblendet wie der Roman. Der ganze humanitäre Protest gilt als „billige Indignation, durch welche man wider einen Einzelnen, den König, seinen Anteil Massenhaß abladen kann." Gerade Leopold habe dem alten Sklavenraub, dem Kannibalismus, dem grausamen Negerrecht und den ewigen Stammeskämpfen ein Ende gemacht. Wenn später hier und da Rachsucht und Rohheit wider rebellische Neger ungesühnt statthatte, nun — „im dichten Urwald sieht man schlecht". Der Raubbau sei allmählich und unbemerkt eingerissen, aus Rücksicht auf die Brüsseler Börse könne man nur allmählich sanieren. Jetzt aber breche „der humane Geist" wie „eine Sturmflut" in das Kongo ein, fordere persönliche Verantwortung und mache, statt das System zu berücksichtigen, die Schwarzen aufsässig, weil die Konsequenz des Regiments dahinschwinde. „In dem Gefängnisse Bomas sitzen mehrere junge Europäer und stellen sich selbst die wahnsinnige Frage: Bin ich das wirklich? Und es werden noch mehr kommen, obwohl sie eigentlich in eine Nervenklinik sollten; denn die Maschine hatte die Herrschaft [über sich] ihnen genommen." So entpuppt sich der humane Geist als „Europäerverfolgungen".

Sapienti sat. Man genieße die Naturschilderungen Jürgensens, meinethalben den Traum eines Kongo-Kultur-Werkes, lasse sich aber über die grausige Wirklichkeit nicht täuschen. J T

Der heutigen Nummer liegt ein **Aufruf der Deutschen Kongo-Liga** bei, er bedarf unserseits keiner weiteren Befürwortung. R

Die Kongogreuel werden in den südamerikanischen Kautschukländern nachgeahmt.

Schon längst fragten sich die Kenner des belgischen Kautschuk-Skandals im Kongobecken, nach welchen Grundsätzen wohl die Eingebornen in andern, diese Ware produzierenden Weltteilen behandelt werden. Was bisher sehr vereinzelt zu ermitteln war, ließ hoffen, daß neben allerlei leider unerläßlicher Uebervorteilung und einzelnen Rohheiten doch wenigstens die eigentliche Arbeitssklaverei und die damit notwendig verbundenen Schandtaten anderwärts nicht vorkommen.

Diese Hoffnung erweist sich als schwere Täuschung. Nicht nur innerhalb Afrikas hat das Raubsystem im belgischen Kongo Schule gemacht, sondern es wird nach neuesten Nachrichten bereits in Südamerika nachgeahmt. Man glaubt die Berichte von den Greueln der Abir- und der Kasaigesellschaften wiederum zu lesen, wenn man hört, wie eine Gesellschaft haust, die in Iquitos in Peru (am oberen Amazonas) ihren Sitz hat und den Gummi des Rio Putumaijo ausbeutet. Man verdankt der englischen Zeitschrift Truth die ersten Meldungen dieser Schmach. Aufs getreuste kopiert diese Bande, an deren Spitze ein lokaler Direktor steht, die Geschäftsgepflogenheiten der Belgier:

Der Distrikt ist in 45 Sektionen eingeteilt, deren jede einem Chef untersteht. Dieser besitzt die Liste sämtlicher Eingeborner, deren jeder alle zehn Tage eine bestimmte Anzahl von Kilos Kautschuk zu liefern hat. Jeder Chef hat 5 bis 80 bewaffnete Centries unter sich, je nach Größe des Dristriks. Wenn die waffenlosen und als völlig harmlos und gastfrei geschilderten Indianer nicht das vorgeschriebene Quantum Gummi bringen, so werden sie „grausam durchgepeitscht, sehr oft verstümmelt, zuweilen sogar in der entsetzlichsten Art ermordet, während ihre Angehörigen zu Gefangenen gemacht werden." Man sieht: die Nachahmung des belgischen Systems könnte nicht getreuer sein! Vielleicht hat diese Gesellschaft bis auf die Formulare über die Handhabung des Otage-Betriebs (der Einkerkerung der Leute zu Erpressung des Gummi) von den Herren Direktoren des Abir oder des Mongala entlehnt!

Was aber das Erstaunlichste: es ist eine englische Gesellschaft, die hier an der Arbeit ist, und die Londoner Direktion, welcher wegen dieses unerhörten Betriebes Vorstellungen gemacht wurden, habe kühl geantwortet: sie sei nicht der Meinung, daß eine Prüfungskommission, wie die von den Regierungen Perus und Kolumbiens angeregte, irgend einen nützlichen Zweck erfüllen würde. Also genau die Antwort, die ein Herr Wabis oder Dryepondt auch würde gegeben haben. In solch dämonischer Weise wirkt das Kontagium des Kongo über die ganze Erde hin und befleckt die Nationen, denen man in erster Linie den Kampf gegen die Sklaverei anvertraut glaubte. An „Einfluß" wird es einer solchen Gesellschaft natürlich nicht fehlen, und daraus erklären sich vielleicht manche, uns so unheimlich anmutende Stimmen in der anderseits so mannhaften englischen Presse.

Hoffen wir, daß hier, wo keine Rücksichten auf ein verwandtes Königshaus, auf ein benachbartes neutrales Land, auf internationale Eifersucht die englische Regierung binden, wo es gilt, einen Schandfleck vom eigenen Schild zu tilgen, diese Regierung nun einmal fest zugreife. Es heißt, daß das englische Auswärtige Amt in die von den genannten südamerikanischen Regierungen vorgeschlagene internationale Untersuchungskommission einen englischen Vertreter hinein bringen wolle. Gebe Gott, daß diese Sache eine raschere und bessere Wendung nehme, als jene Untersuchungskommission im Kongo, die 1904 ihre Arbeit begann, während heute noch, nach fünf Jahren, deren Vorschläge so gut als unbeachtet geblieben sind! E-S

Indische Fahrten. Von J. Dahlmann S. J. Zwei Bände. Mit 474 Abbildungen und zwei Karten. Freiburg i. Br., Herder 1908. 417 und 470 S. 18 Mk.

Eine recht umfangreiche Reisebeschreibung, die sich vorteilhaft von den vielen andern ihres Genres dadurch unterscheidet, daß sie nicht oberflächlich über eine möglichst ungemessene Weite hinfährt, sondern ein engeres Gebiet mit sorgfältigem Eingehen auf die Einzelheiten und mit guten wissenschaftlichen Vorkenntnissen schildert. Der erste Band führt den Untertitel: Von Peking nach Benares; der zweite den: Von Dehli nach Rom. Tatsächlich aber handelt es sich im wesentlichen um Bilder aus Hinter- und Vorderindien. Denn was (in den ersten zwei Kapiteln des ersten Bandes) über den Weg von Peking bis Saigon gesagt wird, ist nur Einleitung, und was auf Ceylon noch folgt (im letzten Kapitel des zweiten Bandes) nur dekorativer Abschluß. Annam, Kambodscha, Java, Siam, Birma werden in der ersten Hälfte des ersten Bandes (knapp ein Viertel des ganzen Werkes) behandelt; den weiteren Inhalt bildet Vorderindien mit Ceylon. Der Verfasser gibt recht detaillierte Schilderungen aller wichtigeren historisch merkwürdigen Oertlichkeiten der genannten Länder, und die lebhafte, manchmal freilich für meinen Geschmack zu blumige und aufgetragene, Darstellungsweise wird unterstützt durch eine Menge ausgezeichneter Illustrationen (meist nach Photographien). Das Werk eignet sich daher gut zu einer anschaulichen Einführung des Abendländers in jene bunte Welt des Ostens, besonders auch zur Vorbereitung für solche, die etwa selbst diese Wege wandeln möchten. Dies um so mehr, als Dahlmann (der durch Arbeiten auf dem Gebiete des indischen Buddhismus auch sonst bekannt ist) offenbar Wert darauf legt, seine Leser an allen Orten, die er besucht, auch in die größeren geschichtlichen Zusammenhänge, ja selbst in noch unentschiedene historische Streitfragen einzuführen, vor allem in Fragen religionsgeschichtlicher Art. Und viel Sachkenntnis steht ihm dabei zur Verfügung.

Referent würde das Buch darum nachdrücklich und rückhaltlos empfehlen können, wenn es nicht leider durch einen Zug bedenklich entstellt würde. Es ist nämlich von Anfang bis zu Ende mit einer so ausgesprochenen Parteinahme für den römischen Katholizismus geschrieben, daß dieser Gesichtspunkt sich gradezu aufdringlich geltend macht und auch die unbefangene Würdigung fremder Religion und Kultur nicht wenig hindert. Die Stimmung, mit welcher dieser Wanderer die Spuren fremden Geisteslebens mustert, ist etwa ausgesprochen in den Worten (Bd. 2, S. 176), welche über Akbar und seine Regierung das Urteil fällen: „Dieser Pflege des Rechts, so trefflich sie geordnet war, diesem Gerechtigkeitssinne, so aufrichtig er das Beste erstrebte, fehlte zuletzt jene sittliche Grundlage, auf der allein die höchsten Güter des Volkes Schutz finden. Man muß sich unter diese an geistiger Begabung so hervorragenden, an schöpferischer Tatkraft so reichen Völker des Ostens begeben, um zu erkennen, was das Christentum der abendländischen Welt geworden ist. Hier, im Herzen Indiens, ... empfindet man, daß das Christentum die einzig wahre Quelle des Fortschrittes der Völker ist und hoffentlich immer bleiben wird." Solch ein Urteil sollte doch einem Gelehrten, dem das Verkümmern der christlichen Bildungen in Vorderasien, der Thomaschristen auf indischem Boden, der Nestorianer und älteren katholischen Missionen auf chinesischem Boden bekannt ist, nicht so leicht von den Lippen fließen. Die Frage, wie weit das Religiöse konstitutierend mitwirkt am Aufbau einer Kultur, ist so kurzerhand doch nicht abzutun.

Auf die großen und kleinen (zum Teil noch gar nicht antwortreifen) historischen Probleme, die der Verfasser anrührt, kann hier nicht eingegangen werden. Daß Irrtümer in einem Werke, welches soviele religionsgeschichtliche Einzelheiten bespricht, nicht ganz fehlen, ist wohl selbstverständlich und mindert seinen Wert nicht. Einiges sei doch angeführt. Avalokitesvara und Manjusri sollten nicht (Bd. 2, S. 34) als Buddhas, sondern als Bodhisattvas bezeichnet werden, und der gleich darauf hinzugefügte Padmapâni, als ein besonderer Buddha angeführt, ist doch identisch mit Avalokitesvara, nur ein anderer Titel für denselben. Auch Vajrapâni ist ein Bodhisattva. Daß „der chinesische Künstler sich mit Vorliebe dem Bilde des büßenden Buddhas zuwende" (Bd. 2, S. 110) ist zu bestreiten; man findet die Darstellung des Asketen Gautama in chinesischen Klöstern vielmehr sehr selten. Das Namu Omitofu darf nicht umgestellt werden zu Omitofu namu (Bd. 1, S. 11); kein Chinese sagt so. Die Anwendung

des Wortes Pagode auf „eine ganze Anzahl von größeren und kleineren Bauten“ (Bd. 1, S. 157) d. h. auf ein ganzes Kloster, sollte heutzutage vermieden werden; es ist vielmehr ein ganz bestimmter Einzelbau, der buddhistische Turm, dem dieser Name zukommt. Auch das ewige „Bonze“ und gar „Bonzerei“ dürfte der Benennung „Mönch“ und „Kloster“ weichen. Die Transskription der fremden Namen ist unausgeglichen. Meistens werden die indischen Worte dem deutschen Leser mundgerecht gemacht; doch bleiben daneben Bezeichnungen wie Chaitya, Yaksha u. A. in ihrer englischen Schreibung.

Heinrich Hackmann

Wege zur Kultur. Grundlinien zur Verinnerlichung und Vertiefung des deutschen Kulturlebens von Heinrich Driesmans. München, Beck 1910, 140 S. 2,50 Mk.

In zehn Kapiteln schöngeistiger Aphoristik spricht Driesmanns von den Kulturproblemen der Gegenwart, von Kulturgewissen und Kulturprozeß, von Menschwerdung und Kulturkompromiß, von Vollmenschen und Erlebensfreude, kurz von all jenen Problemen, die einen treuherzigen Idealästheten tapfer und warm machen, dem Eins fehlt, wie allen seinesgleichen: historischer Sinn und logische Schulung. Wem sprudelnde Begeisterung und geistreiche Ausblicke Anregung bieten, greife zu dem Buch, sachliche Klärung und Fortbildung aber erwarte er nicht.

Johannes Tiedje

Seltsame Alltagsmenschen. Aus der Erinnerung gezeichnet von Wilhelm Münch. München, Beck 1910. 249 S. Gebunden 3,50 Mk.

In der Tat, seltsame, aber nicht seltene Menschen. Münch ist nicht Erfinder, sondern Lehrmeister, das Leben zu sehen. Wer träfe nicht in seinem Leben manche solcher Menschen, aber wer vermag sie so zu sehen und zu zeichnen wie Münch? Dichterisch gesehen sind diese sieben Skizzen recht anspruchslos, aber dem praktischen Psychologen, dem Menschenkenner bieten sie reiche Bildung des geistigen Auges.

Johannes Tiedje

Kleine Mitteilungen. Nur sieben Wochen trennen uns noch von dem Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt in Berlin. Nachrichten über ihn werden wir von jetzt ab an der Spitze unsers Anzeigenteils veröffentlichen. An dieser Stelle sei nur gebeten, daß Leser und Leserinnen, die für den Kongreß eine besondre Sympathie hegen, und die dazu in der Lage sind, ihre Gesinnung durch einen Beitrag zu den nicht geringen Kosten des Kongresses beweisen wollen! Der Herausgeber ist zur Annahme und Vermittlung immer bereit.

Am Tage nach dem Kongreß, den 11. August, werden die Freunde der Christlichen Welt in Berlin eine Zusammenkunft haben. Die Generalversammlung der Vereinigung der Freunde wird am 27. September in Nürnberg stattfinden, im Zusammenhang mit der Tagung der Freunde aus Süddeutschland und Schweiz, deren Programm in unserm heutigen Anzeigenteil zu lesen steht. Außer der Generalversammlung am 27. September gelten diese Veranstaltungen Allen, Männern und Frauen, die mit unserm Blatte und seinen Absichten in irgend einem Maße innere Fühlung halten.

Unter den Unterschriften des süddeutschen Komitees fehlt Guyot. Sein früher Tod bedeutet einen großen Verlust für die hessische Kirche und für unsern ganzen Kreis. War er auch schon lange zu leidiger Schonung gezwungen, wir waren doch froh, daß wir ihn hatten. Segen seinem Andenken!

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Vorbestellung auf Karten zum Weltkongreß (5 M. für alle Vorträge, 10 M. mit gedrucktem Protokoll) bei dem Generalsekretär Herrn Pfarrer Dr. Fobbe, Berlin N 20, Badstr. 62, dringend erwünscht.

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 24. Juni abends 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Der Weltkongreß.

Leipzig. Montag 20. Juni 8 Uhr im Hotel de Pologne: Aus der armenischen Kirche. Lic. Ter-Minassiantz-Etschmiadzin.

Versammlungskalender

14.—16. Juni	Internationaler evangelisch-sozialer Kongreß Besançon
14.—23. „	Welt-Missionskonferenz Edinburg
21.—25. „	Deutsch-Evangelischer Frauenbund Coblenz
27.—29. „	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungs-Tag Rostock
6.—10. August	Weltkongreß für freies Christentum u. religiösen Fortschritt Berlin
11. „	Freunde der Christlichen Welt Berlin
30. Aug.—2. Sept.	Weltkongreß für Volkserziehung Brüssel
6. September	Deutscher Pfarrertag Königsberg
19.—22. „	Gustav Adolf-Verein Stralsund
25.—28. „	Evangelischer Bund Chemnitz
27. 28. „	Freunde der Christlichen Welt Nürnberg
29. Sept.—1. Okt.	Deutscher Jugendgerichtstag München
12.—21. Oktober	Apologetischer Instruktionskursus Berlin

Wer nimmt **hübsches, sehr kluges,** 2 jähriges kleines **Mädchen,** — gesund — sorgfältig erzogen, an **Kindesstatt** an? **Schwester G. Gerding, Gr.-Salze** b. Magdeburg.

Die diesjährige Zusammenkunft

der Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

wird Dienstag den 27. und Mittwoch den 28. September in **Nürnberg** stattfinden.

Tagesordnung:

Dienstag 27. September 5 Uhr: **„Was fehlt der modernen Theologie?“** Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg.

Mittwoch 28. September 9 Uhr: **„Das moderne Weltbild und der christliche Gottesglaube.“** Professor Lic. Dr. Faut aus Stuttgart.

Das Komitee. Für Baden: Geh. K.-Rat Professor D. Troeltsch-Heidelberg und Dekan Specht in Zell i. W. — Für Bayern: Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg — Für Elsaß: Professor D. Smend in Straßburg und Pfarrer Scheer in Mülhausen — Für Hessen: Professor D. Eck in Gießen — Für die Schweiz: Professor D. Marti in Bern und Pfarrer Lic. Liechtenhan in Basel — Für Württemberg: Professor D. Müller in Tübingen und Dekan Herzog in Waiblingen.

Heute abend 7 1/2 Uhr entschlief sanft nach kurzem Krankenlager mein lieber Mann, unser guter Vater

Pfarrer D. Johannes Guyot

im 49. Lebensjahre.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen

***Lina Guyot,** geborene **Schimpff,** und Kinder*

***Heppenheim a. d. B.,** 2. Juni 1910*

Pfarrstellentausch

Erster Geistlicher in einem sehr schön gelegenen Berliner Vorort mit höheren Schulen, Gas, Kanalisation wünscht mit einem **Amtsbruder,** auch 2. oder 3. Geistlichen, in einem Ort mit Pfarrhaus und höheren Schulen zu tauschen. Offerten unter **A. F.** an die Expedition des Blattes.

An der **evangelischen Gemeinde** in **Innsbruck** ist die Stelle eines **Vikars,** Gehalt Kronen 2400 eventuell 600 Kronen Personalzulage, zu besetzen.

Bewerbungen sind bis längstens 30. d. M. an das **Presbyterium** der **evangelischen Gemeinde** in **Innsbruck** zu richten.

Suche möglichst bald persönlich **Hilfsprediger,** der 1. Examen gut bestanden. Näheres schriftlich.

Jena, 10. Juni 1910.

Superintendent D. **Braasch**

Thale/Harz, Töchterpensionat v. Frau Professor Lohmann. Alle Wissensch., Künste, Haushalt, Kochen. Gesunde schöne Waldlage. Näh. Prospekt.

Franz. Lehrerin, Witwe mit 13 jährigem Knaben, **Algier,** sucht für Juli und August Sommeraufenthalt **au pair.** Einzelne Familie oder Sommerfrische, Erholungsheim, Süddeutschland. Angenehmer Umgang, vorzüglicher französischer Unterricht. Auskunft **Dr. phil. F. Rösch, Cannstatt,** Karlstr. 15.

Das Protokoll der Tagung für kirchliche Volkskunst in Chemnitz

am 19. und 20. Mai erscheint demnächst im **Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart.** Preis 1,50 bis 2 Mk.

Das stenographische Protokoll enthält Debatten und die 5 Referate über

„Literarische und künstlerische Probleme der Volkskunst“
von Pfarrer D. Koch.

„Die Aufgaben des kirchlichen Kunstgewerbes“
von Geh. Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt

„Unsere gegenwärtige Lage und Aufgabe im evangelischen Kirchenbau“
von Superintendent Brathe in Wansleben.

„Wichtige Fragen der Grabmalskunst“
von Architekt Kolbe in Loschwitz bei Dresden.

„Praktische Fragen der religiösen Kunsterziehung“
von Pfarrer D. Koch in Unterbalzheim (Württemberg).

Anhang! **Die künstlerische Ausgestaltung der Kirchen**
Referat von D. Koch auf dem Kirchenkunsttag in Dresden 1906.

Da die Auflage nur klein bemessen ist, empfiehlt sich rasche Bestellung.

Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neuerscheinungen:

Weinel, D. **Heinrich**, Professor in Jena, **Ist das „liberale“ Jesusbild widerlegt?** Eine Antwort an seine „positiven“ und seine radikalen Gegner mit besonderer Rücksicht auf **A. Drews, Die Christusmythe.** M. 1.60.

Weiß, D. **Johannes**, Geheimer Kirchenrat, Professor der Theologie in Heidelberg, **Jesus von Nazareth, Mythus oder Geschichte?** Eine Auseinandersetzung mit Kalthoff, Drews, Jensen. Vorträge, gehalten auf dem Theologischen Ferienkurs in Berlin am 31. März und 1. April 1910. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Weiß, D. **Johannes**, Geheimer Kirchenrat und **Grützmacher**, Lic. Dr. **Georg**, Professoren in Heidelberg, **Die Geschichtlichkeit Jesu.** Zwei Reden, gehalten auf dem Evangelischen Gemeindeabend am 24. April 1910 zu Mannheim. M. —.20. **Vertrieb für das Großherzogtum Baden durch den Evangelischen Verlag G. m. b. H. in Heidelberg.**

Bertholet, D. A., Professor an der Universität Basel, **Das Ende des jüdischen Staatswesens.** Sechs populäre Vorträge. M. 2.—. Gebunden ca. M. 3.—.

Duhm, D. **B.**, Professor an der Universität Basel, **Die Zwölf Propheten.** In den Versmaßen der Urschrift übersetzt. Steif broschiert M. 1.60. Gebunden M. 2.40. (Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. IV.)

Jacoby, **Adolf**, Pfarrer in Weitersweiler i. E., **Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum.** M. —.50. Gebunden M. —.80. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. III. Reihe. 12. Heft.)

Bauer, Lic. **Walter**, Privatdozent in Marburg i. H., **Die katholischen Briefe des Neuen Testaments.** M. —.50. Gebunden M. —.80. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. I. Reihe. 20. Heft.)

Niebergall, Lic. **F.**, Professor in Heidelberg, **Biblische Geschichte, Katechismus, Gesangbuch. Grundsätze und Methoden für ihre Behandlung.** M. 1.20.

Krukenberg, **Elsbeth**, **Jugenderziehung und Volkswohlfahrt.** **Billige Ausgabe.** Steif broschiert M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

„Die Haustiere

in Abstammung und Entwicklung“. Eine natur- und kulturgeschichtliche Darstellung von ***Dr. M. Hilzheimer.*** *Mit 1 Tafel und 56 Textbildern. 134 Seiten. (Naturwiss. Wegweiser, Serie A, Band 11.) — Interessant für jeden Naturfreund, wichtig für d. Züchter. Geh. M 1.—, geb. M* ***1.40.*** *Zu beziehen d. d. Buchhandl. od. geg. Einsendung des Betrages u. 10 Pfg. für Porto direkt vom Verlag* ***Strecker & Schröder, Stuttgart,*** *der ausführlichen ill. Spezialprospekt umsonst und portofrei versendet.*

Sanatorium (800 m üb. d. Meer) **Tannerhof**
Bayrisch Zell a. F. d. Wendelstein, 1838 m
Phys. diätet. Behandlg. Vorwieg. vegetar. Küche. Naturgemäße Lebensweise. Famil. Charakter. Keine Dienstboten. Hütten. Luftbäder bis z. Alm (1200 m). Liegehalle. Prospekt.
Dr. v. Mengershausen.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent Kling

Stiftungsverlag in Potsdam

Zum 100. Todestag der Königin Luise 19. Juli 1910

Königin Luise
Ihr Leben, Denken und Wirken
in 15 Geschichten
von
Hermann Petrich
32 Seiten mit 3 Abbildungen
Steif broschiert
Preis 10 Pfennig
Volkstümlich geschrieben und zur Massenverteilung an diesem Tage bestimmt.
100 Exemplare für **8 Mark**
200 Exemplare für **15 Mark**

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.
Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Wir empfehlen zur Lektüre für den Landaufenthalt:

Dr. Johannes Müller

Die Reden Jesu 1. Bd. Von der Menschwerdung. 330 S.
Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. 346 S.
Brosch. je M. 3.—, in Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.50.

„Trotz vieler anfechtbarer Einzelheiten möchte ich dieses Buch nicht nur als das stärkste Buch des Gotterlebens, sondern auch als das tiefste Buch des Jesusverstehens bezeichnen, das wir seit lange, lange gehabt haben. Eine Menge altbekannter Jesusworte leuchten in einer ganz neuen Bedeutsamkeit und Klarheit vor uns auf. Der ganze Reichtum der Jesuswelt tritt uns erstaunlich groß entgegen. Gewiß hat schon der junge Hegel aus der Bergpredigt den Jubelschrei einer neuen, höheren Art Leben herausgehört. Gewiß haben andere die Forderungen der Bergpredigt nicht als Gesetze, sondern als selbverständliche Aeußerungen eines entschiedenen Gottesheroismus erkannt. Aber so rein und klar und energisch ist der Weg in die Zukunft, den die Bergpredigt zweifellos in sich enthält, von niemandem gezeigt worden wie von Johannes Müller. Man wird immer trotz mancher Vorbehalte, mit der Zeit zugestehen, daß wir für das eigentliche Lebensverständnis der Worte Jesu vielleicht überhaupt noch keinem einzelnen so viel verdanken wie Johannes Müller.“

Lic. Dr. Rittelmeyer in seiner Schrift; „Was will Johannes Müller?“

Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) München

Beweis daß Luther nie existiert hat
Eine Satire auf alte und neue „Christusmythen“
Neudruck der in Nr. 15 der Christlichen Welt abgedruckten Rede von Professor v. d. Hagen, zum Besten des Wolfer Waisenheims. Zu beziehen gegen Einsendung von 35 Pfg. vom Verlag der Christlichen Welt; wegen Partiebezug wende man sich an die Druckerei Bauer, Marburg.

Wie diese Palme
das auf der Erde wandelnde Tierreich überragt, so überragen die Pflanzenfette **PALMIN** und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) die tierischen Fette durch ihre Reinheit und Güte. Das beweist am besten der Umstand, daß Palmin und Palmona tierische Fette in der feinen und bürgerlichen Küche immer mehr verdrängen.
Palmin zum Kochen, Braten und Backen.
Palmona als Brotaufstrich.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu als Beilage: Aufruf zum Beitritt zur Deutschen Kongo-Liga